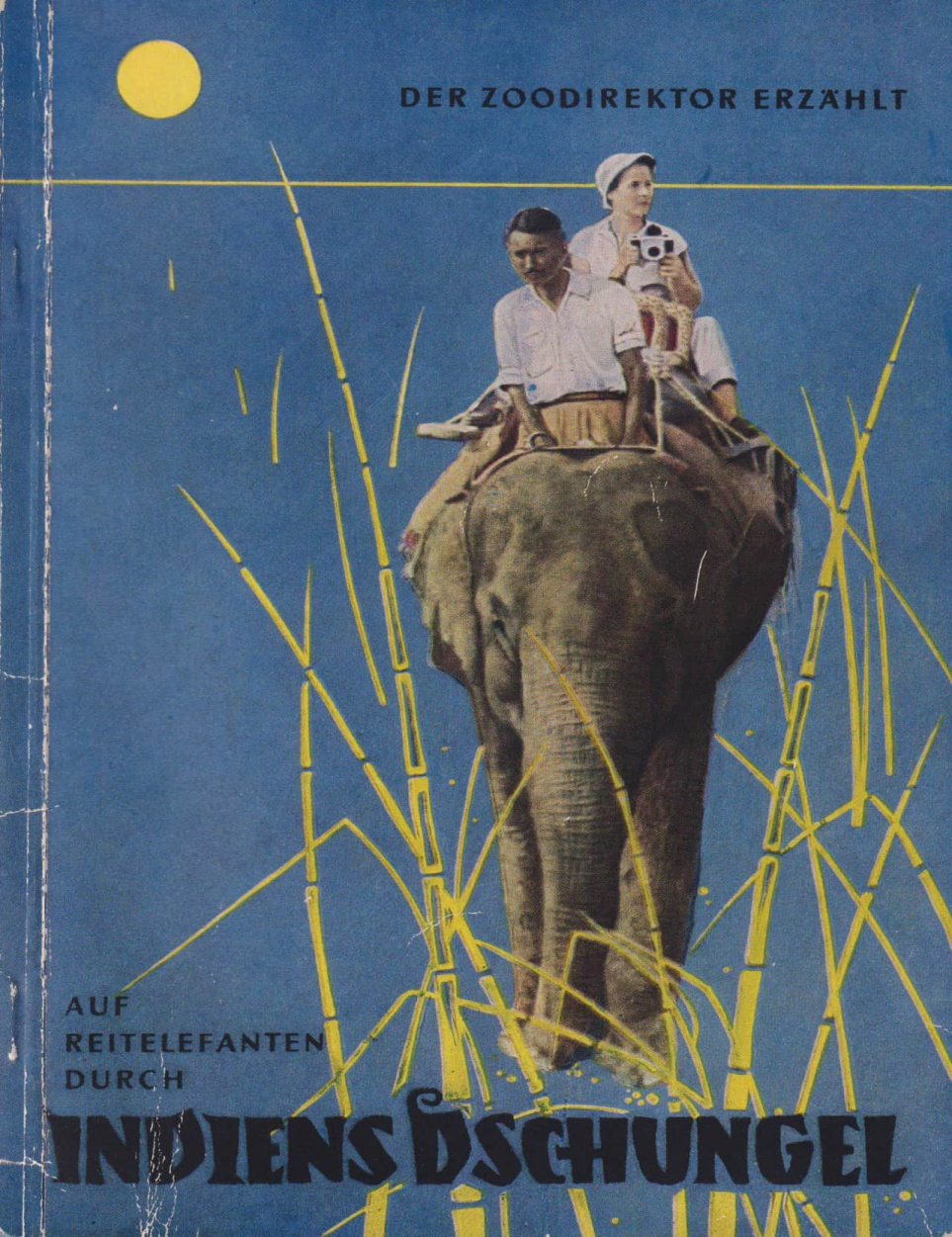
DER ZOODIREKTOR ERZÄHLT



AUF
REITELEFANTEN
DURCH

INDIENS DSCHUNGEL

Auf Reitelefanten durch Indien

Von Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

Sonderheft — Preis 2,50 DM
Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden
Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union
III-9-19 It 9171-59 10404

In die Dschungel Assams und Bengalens

Interview mit dem Dresdner Zoodirektor Dr. Ullrich und seiner Gattin vor ihrer Studienreise nach Indien

Reporter: Herr Dr. Ullrich, Sie fahren nach Indien. Welche Gebiete Indiens werden Sie aufsuchen?

Dr. Ullrich: Ich werde mich vorwiegend in den Dschungeln Assams und Bengalens aufhalten, will aber, wenn es meine Zeit erlaubt, auch an die Westküste Vorderindiens.

Meine Reise ist eine Studienreise. Ich werde natürlich die Gelegenheit benutzen, wenn sie mir geboten wird, am Tierfang teilzunehmen und auch mit Tierfängern und Zoologischen Gärten über den Tausch und Kauf von Tieren für die Zoos unserer DDR verhandeln. Beobachtungen von Panzernashörnern in freier Wildbahn werden im Vordergrund stehen.

Reporter: Ist denn die Lebensweise dieser riesigen Tiere nicht längst erforscht? Wenn ich mich recht erinnere, hat doch schon Dürer ein Panzernashorn auf einem seiner Kupferstiche dargestellt...

Dr. Ullrich: ... ohne das Tier jemals gesehen zu haben. Es stimmt, daß die Panzernashörner schon lange bekannt sind, aber über ihre Biologie wissen wir so gut wie nichts. Es ist jedoch höchste Zeit, daß wir uns um diese Tiere bemühen, denn nach den letzten Schätzungen leben auf unserer Erde noch etwa 440 Panzernashörner. Noch schlimmer sieht es mit dem Schuppennashorn aus, denn von dieser Art sollen nur noch höchstens 20 Stück leben, während der Bestand von Sumatranashörnern auf 40 Tiere zusammengeschmolzen ist. Besser steht es um die beiden afrikanischen Nashornarten. Die Zahl der heute noch lebenden Spitzmaulnashörner beträgt mindestens noch 10 000 Stück, während von den Breitmaulnashörnern etwa 2 000 leben. So kann mit Sicherheit gesagt werden, daß schon in nächster Zeit das Schuppennashorn und das Sumatranashorn von unserer Erde verschwinden, ohne daß wir ihre Lebensgewohnheiten kennen, denn die meisten Berichte über das Großwild unserer Erde stammen von Jägern, die in ihren Büchern ausführlich erzählen, wie sie sich an die Tiere angepirscht haben, wie das Wild auf einen Blattschuß und wie auf einen Kopfschuß zeichnet, aber von der Biologie der gejagten Tiere ist herzlich wenig zu lesen. Die meisten Jäger sahen die Tiere nur verhoffen und im Feuer zusammenbrechen. Da ich mich längere Zeit im Grasdschungel der Panzernashörner aufhalte, will ich versuchen, diese Riesen der Tierwelt zu belauschen.

Reporter: Ist diese Arbeit nicht sehr gefährlich? Nashörner sollen doch sehr angriffslustig sein.

Dr. Ullrich: Jedes Tier greift den Menschen an, wenn es sich vom Menschen bedroht glaubt. Ich bin in Afrika über hundert Nashörnern begegnet, ohne ein einziges Mal in ernstliche Gefahr gekommen zu sein. Natürlich muß man vorsichtig sein. Wir fahren nicht nach Indien, um Abenteuer zu suchen, sondern um wissenschaftliche Forschungsarbeit zu leisten. Außerdem werden wir den größten Teil des Reiseweges nicht zu Fuß, sondern auf dem Rücken von Reitelefanten zurücklegen, und auf diesem hohen Sitz sind wir sicher.

Reporter: Sie reisen nicht allein?

Dr. Ullrich: Nein, meine Frau begleitet mich wieder. Außerdem habe ich viele Briefe von Tierfreunden erhalten, die mich alle begleiten wollen. Aber das ist natürlich nicht möglich. Meine Frau ist mein bester Helfer.

Sie hat ein gutes Auge, weiß genau, — allein schon durch die Betreuung der Affen und Menschenaffen, die wir in unserer Wohnung hatten —, wie man sich Tieren gegenüber verhalten muß und ist nicht ängstlich. Außerdem versteht sie die Kameras zu bedienen und ist zuverlässig bei der Beobachtung von Wildtieren. Sie muß natürlich auch kochen, waschen und was es sonst noch auf einer Safari zu tun gibt.

Reporter: Frau Ullrich, sind die Strapazen einer solchen Safari unter tropischen Bedingungen für eine Frau nicht sehr erheblich?

Frau Ullrich: Wenn eine Arbeit Freude macht, dann lassen sich auch die Unanehmlichkeiten leicht ertragen. Am schwersten fällt mir die Trennung von unseren Kindern.

Reporter: Haben Sie auch einen Beruf erlernt, der Sie mit Tieren in Kontakt brachte, oder sind Sie erst durch den Beruf Ihres Mannes näher mit der Zoologie bekannt geworden?

Frau Ullrich: Innerhalb meines Berufes begegnete ich Tieren nur auf Briefmarken, denn ich bin bei der Post ausgebildet worden. Aber seit meiner frühesten Kindheit waren mir Tiere die liebsten Spielgefährten. In meinem Puppenwagen fuhr ich Regenwürmer, Schnecken, Käfer, Katzen und Hunde spazieren. Es ist mir also wahrhaftig nicht schwergefallen, auch mit Zootieren vertraut zu werden.

Natürlich ist eine Forschungsreise in den Steppen und Urwäldern kein Spaziergang. In tropischer Hitze müssen Fotoapparate, Teleobjektive, Fernglas und Stativ geschleppt werden. Aber wenn es dann gelingt, Affen, Nashörner, Tiger oder andere Tiere vor die Kamera zu bekommen, ist alle Mühe vergessen.

Reporter: Darf ich erfahren, wie sich Ihre Ausrüstung zusammensetzt?

Frau Ullrich: Wir nehmen zwei EXAKTA-Varex-Kameras und zwei Praktisix-Kameras mit. Außerdem Filmmaterial von der Agfa Wolfen für etwa 4 000 Kleinbildaufnahmen und 3 000 6×6-Aufnahmen. Zur Hälfte besteht das Material aus Agfacolorfilmen. Dazu kommen Teleobjektive von Zeiß und Meyer mit Brennweiten bis zu 300 mm, ein Stativ, ein Blitzgerät, Belichtungsmesser, Zeiß-Fernglas, eine kleine Reiseapotheke mit Medikamenten zum Schutz vor Malaria, Serum gegen Giftschlangenbiß, zwei Tropenanzüge und viel zuwenig Unterwäsche und Kleider.

Reporter: Warum nehmen Sie denn so wenig Wäsche und Kleider mit?

Frau Ullrich: Mein Mann räumt kurz vor Antritt der Reise alles aus den Koffern heraus, was nach seiner Meinung nicht unbedingt notwendig ist, um das Gewicht zu erleichtern. In dieser Beziehung ist er erbarmungslos, aber ich schmuggle zum Schluß doch noch ein Kleid zusätzlich in den Koffer hinein.

Reporter: Nehmen Sie auch Waffen mit?

Dr. Ullrich: Nein. Wir wollen doch nicht jagen, sondern beobachten.

Reporter: Und wenn Sie doch einmal von Nashörnern, Tigern oder anderen wehrhaften Tieren angegriffen werden?

Dr. Ullrich: Dann reißen wir lieber aus, als sie zu erschießen.

Reporter: Ich wünsche Ihnen, daß Sie immer zur rechten Zeit ausrücken und auch Gelegenheit dazu haben.

Reporter: Werden Sie auch völkerkundliche Studien machen?

Dr. Ullrich: Ich glaube, daß unsere Zeit — wir haben vier Monate vorgesehen — mit den Tierbeobachtungen ausgefüllt ist. Auch bin ich kein Völkerkundler, aber wir werden uns, wenn wir die Genehmigung der indischen Regierung erhalten, im Gebiet der Nagas aufhalten, um Affenbeobachtungen zu machen. Die Nagas sind Kopfjäger und leben

in den Nagabergen von Assam. Wir werden auf ihre Gastfreundschaft während unserer Beobachtungszeit in diesem Gebiet angewiesen sein. Sicher wird sich dabei auch die Gelegenheit bieten, Einblick in ihr Leben zu nehmen, ihre Kultur kennenzulernen und Aufnahmen von diesen interessanten Menschen zu machen und — so hoffen wir — ihr Vertrauen, vielleicht sogar ihre Freundschaft, zu gewinnen.

Reporter: Treiben die Nagas auch heute noch Kopfjagd?

Dr. Ullrich: Ja, es wird behauptet, daß sie es hin und wieder heimlich tun.

Reporter: Frau Ullrich, Sie werden also bei Kopfjägern wohnen und in ihren Dörfern schlafen?

Frau Ullrich: Ja, und ich bin überzeugt, sogar sehr ruhig schlafen zu können. Wir sind bisher mit allen Menschen gut ausgekommen. Als wir von den Masai der ostafrikanischen Steppe Abschied nahmen, gab es auf beiden Seiten Tränen. Ich habe ein Rezept, wie ich als Frau schnell das Herz der farbigen Mütter gewinne: Ich unterhalte mich mit ihnen über ihre Kinder und spiele mit den Kleinen. Jede Mutter liebt ihre Kinder, und wer gut zu den Kindern ist, der wird auch bald das Herz der Mutter erobern.

Reporter: Ich bewundere Ihren Mut, Frau Ullrich.

Frau Ullrich: Das hat nichts mit Mut zu tun. Ich glaube vielmehr, daß viele Reisebeschreibungen der vergangenen Zeit zu sehr auf Abenteuerlichkeit zurechtfrisiert wurden. Die Tiere, denen man begegnete, mußten alle Bestien sein, und die Menschen waren grausame Primitive. Unsere Einstellung zum Menschenbruder und zum Tier hat sich geändert. Diese neue Einstellung erleichtert es uns auch, mit Mensch und Tier in Kontakt zu kommen.

Reporter: Herr Doktor Ullrich, werden Sie mit dem Schiff nach Indien reisen?

Dr. Ullrich: Nein, wir fliegen mit unserer Lufthansa nach Prag und steigen dort in die Air India, die uns in knapp 24 Stunden mit kurzen Zwischenlandungen in Rom und Damaskus nach Bombay bringt. Dort steigen wir in ein Flugzeug der Indian Airlines und fliegen nach Delhi, wo wir unsere Handelsvertretung aufsuchen und nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen nach Kalkutta weiterfliegen werden. Auch in Kalkutta bleiben wir nur kurze Zeit. Fliegen von dort nach Jorhat. Ungefähr 120 km von Jorhat entfernt liegt mitten im Grasdschungel der Panzernashörner ein Bungalow. Dort warten zwei Reitelefanten auf uns.

Reporter: Haben Sie sich zum Schutz vor Tropenkrankheiten impfen lassen?

Dr. Ullrich: Bei Einreise in Indien wird eine Pockenimpfung, die nicht älter als drei Jahre sein darf, und eine Choleraimpfung verlangt. Wir haben uns aber außerdem gegen Paratyphus und Typhus impfen lassen. Auch ist unsere Gelbfieberimpfung, die wir für Afrika benötigten, noch wirksam.

Reporter: Wird Ihre Forschungsreise von unserer Regierung unterstützt?

Dr. Ullrich: Das Ministerium für Kultur hat unser Vorhaben in dankenswerter Weise gefördert und uns alle Unterstützung gegeben, die möglich war, damit wir unsere Pläne verwirklichen können. Auch die Vertretungen unserer Regierung in Indien haben sich tatkräftig mit eingeschaltet, und wir werden während unserer Reise mit ihnen in ständiger Verbindung bleiben.

Reporter: Wir danken Ihnen und wünschen Ihnen, lieber Doktor Ullrich, und Ihrer Frau Ursula Hals und Beinbruch, ein gutes Gelingen Ihrer Reise, vor allem aber ein gesundes Wiedersehen und viel Erfolg.

Flug nach Indien

Wir sind eineinhalb Stunden eher in Bombay gelandet, als es der Flugplan vorsieht. Am Flugzeug werden wir von einer indischen Stewardess, die in einen farbigen Sari gekleidet ist, in gutem Deutsch begrüßt, zur Paßkontrolle und zum Zoll gebracht. Drückende Schwüle empfängt uns und treibt den Schweiß aus allen Poren, denn unsere Kleidung entspricht noch ganz dem kühlen Frühlingswetter, das wir in Prag hinter uns gelassen haben.

Es war ein Flug ohne Schwierigkeiten. Ruhig, ohne auch nur einmal zu schwanken, zog die Maschine der Air India dahin. Von Indern waren wir bereits in dem Augenblick umgeben, als wir das Flugzeug bestiegen, denn außer einem englischen Ehepaar und einem Ingenieur aus Dresden, der nach Damaskus flog, waren alle Fluggäste Inder. Auch die Piloten, Stewards und Stewardessen waren Inder, und der Flugkapitän trug zu seiner blauen Uniform einen ebenso blauen Turban. Sein Gesicht wurde durch einen schwarzen Backenbart geziert.

Hoch lebe der indische Zoll, denn er war unbürokratisch, und das ist besonders lobenswert. Als wir wahrheitsgetreu dem Zollbeamten die Zahl unserer Kameras und Filme mitteilten und er den Wert dieser Geräte erfuhr, fragte er mich, weshalb wir nach Indien kämen. „Study of wildlife animals", das hatten wir schon oft in Visaanträge, Impfbescheinigungen und andere Formulare eintragen müssen. Ich zitierte diesen bedeutungsvollen Satz: „Zum Studium der Tiere in freier Wildbahn" und fügte, als ich sah, daß ihn unser Vorhaben interessierte, hinzu: „besonders Affen, Panzernashörner und Tiger". Er schaute mich mit seinen großen, schwarzen Augen prüfend an und fragte: „Your profession?" „Ich bin Zoologe, Direktor eines Zoologischen Gartens." Es schien ihm einzuleuchten, daß solche seltsame Leute Interesse an Nashörnern haben könnten, aber dann schaute er fragend meine Frau an und als Ursula ihm mitteilte, daß sie mich begleiten wolle, sagte er, das sei kein Sport für Frauen. Dann sprach er lange Zeit mit seinem Vorgesetzten, der sich die Kameras zeigen und noch einmal den genauen Wert sagen ließ, und schließlich nickte er uns freundlich zu, drückte einen Stempel auf ein Formular und verabschiedete uns mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie Indien liebgewinnen werden und uns bald wieder besuchen".

Nun sitzen wir abgefertigt und bereit, nach Delhi weiterzufliegen, im Warteraum. An der Decke drehen sich zwölf Propeller, die uns ständig frische Luft zufächeln. Wir haben Zeit, an zu Hause zu denken. Es war ein herzlicher Abschied, als wir am Montag in Berlin-Schönefeld das Flugzeug nach Prag bestiegen. Vertreter des Ministeriums waren zum Flughafen gekommen und überreichten uns einen großen Strauß roter Nelken: „Hals- und Beinbruch, viel Erfolg und alle guten Wünsche sind bei Ihnen."

In Delhi wird uns ein Mitglied unserer Handelsvertretung in Indien in Empfang nehmen. Es ist schön zu wissen, wenn man in die Fremde fährt, daß das Vaterland nicht weit ist. Vor uns liegt die große Safari durch ein uns unbekanntes Land. Was wird sie uns für Erlebnisse bringen? Wir sind ungeduldig. In Kaziranga warten auf uns Elefanten. Auf ihren Rücken wollen wir in die Dschungel reiten.

Wir sitzen vor dem Flughafengebäude und schauen in den Abend hinein, der Landschaft, Häuser und Menschen in sein rotes Licht taucht. Indische Arbeiter tragen in flachen Körben schwere Steine auf ihren

Köpfen herbei, die zum Bau einer Straße verwendet werden. Der Beauftragte der Air India kommt zu uns und fragt, ob wir zum ersten Mal in Indien sind, was wir zu tun gedenken und wo wir herkommen. Er bedauert, keine Möglichkeit zu haben, Nashörner und andere wilde Tiere im Dschungel beobachten zu können, berichtet uns aber von seinem Freund, einem Tierfänger, mit dem er uns bekanntmachen will, wenn wir auf unserer Heimreise wieder nach Bombay kommen. Er soll einen erwachsenen, zahmen Löwen haben, mit dem er wie mit einem Hund spazieren geht. „Wir sehen die Deutschen gern in unserem Land. Sie und die Sowjetunion bringen Maschinen zu uns und bauen Fabriken auf. Ich hoffe, daß Sie sich in Indien wohlfühlen. Gestatten Sie, daß ich eine Aufnahme von Ihnen machen lasse?" Schon steht ein Fotograf mit Blitzgerät vor uns. Wir lächeln freundlich in die Kamera. Dann tauschen wir unsere Adressen aus. Die Fotografie soll uns nach Kalkutta gesandt werden, als ein kleines Freundschaftsgeschenk der Air India. Unser liebenswürdiger Betreuer fragt, ob wir eine Waffe bei uns haben. Ich sage ihm, daß wir nur mit der Kamera jagen und frage, ob er der Meinung wäre, daß man unbedingt ein Gewehr mit in den Dschungel nehmen müßte. Nein, die Deutschen seien mutige Menschen, das hätten sie oft bewiesen. Ich versage es mir zu ergänzen, daß sie ihren Mut leider auch oft für schlechte Ziele eingesetzt haben. Gern gibt er uns Auskunft über einige Reservate in der Nähe von Bombay und als ich ihn frage, ob es erlaubt sei, an den Türmen des Schweigens der Leichenbestattung beizuwohnen, bedauert er sehr uns mitteilen zu müssen, daß dorthin nur die Parsen dürfen. Aber er fragt einen Kollegen, der Parse ist. Doch auch dieser sieht keine Möglichkeit, uns zu diesem Ort zu bringen.

Unsere Maschine wird aufgerufen. Mit herzlichem Händedruck und der Versicherung, daß wir ihm bestimmt schreiben, wann wir nach Bombay kommen, damit er uns wieder empfangen kann, verabschieden wir uns von dem freundlichen Angestellten der Air India. Wieder sitzen wir im Flugzeug. Mit Eau de Cologne getränkte Tücher werden uns zur Erfrischung für Hände und Gesicht gereicht. Freundlich lächelnde Stewardessen helfen uns, das Kabinengepäck zu verstauen, fragen nach unserem Wohlbefinden und ob wir mit der Air India zufrieden sind. Dann brummen die Propeller. Bombay und das Meer bleiben weit hinter uns.

Gestern nacht sind wir in Delhi angekommen. Noch ist vom Safarileben nichts zu spüren, denn wir wohnen in einem großen Hotel, das seinen Gästen allen Luxus bietet. Da im Mai der Monsun seine Regenwolken über Assam ausschüttet, wollen wir auf unserem Rückflug in die Heimat, der uns noch einmal nach Delhi führt, die Stadt und ihre historischen Bauten besichtigen. Jetzt drängt es uns, so schnell als möglich Kaziranga zu erreichen. Deshalb haben wir heute alle Formalitäten erledigt, die wir in Delhi, der Regierungsstadt, erledigen wollten. Wir waren im Ministerium für Forst- und Landwirtschaft bei dem Forstinspektor. Der Zoodirektor von Delhi hatte dieses Gespräch vermittelt, das für uns sehr bedeutungsvoll wurde, denn der Forstinspektor schrieb an seine Kollegen bei den Regierungen der Länder, die wir aufsuchen wollen, und bat sie, unserer Forschungsarbeit alle Hilfe angedeihen zu lassen. Als er hörte, daß wir aus Dresden sind, rief dieser Name sofort alte Erinnerungen in ihm wach, denn er hatte 1924 Freiberg und das Erzgebirge besucht. Die Forstakademie in Tharandt war ihm ebenfalls ein Begriff. Wir können uns über mangelnde Unterstützung und freundliches Entgegenkommen seitens der indischen Behörden wahrhaftig nicht beklagen. Immer wieder hören wir, wenn es bekannt wird, daß wir aus der GDR,

German Democratic Republic, kommen, die Worte: „Ihr Ministerpräsident war vor wenigen Wochen hier in Delhi, wir haben ihn gesehen".

Der Zoologische Garten in Delhi befindet sich im Aufbau. Er soll ein tiergeografischer Zoo werden. Die Tiere sind, je nach Erdteilen geordnet, auf das Gelände verteilt. Direktor Bachkheti, ein überaus freundlicher Kollege, berichtet uns von seinen Aufbauplänen und fährt uns in seinem geländegängigen Wagen durch den Zoo. Ich beneide ihn um das Klima von Delhi, denn er braucht sich keine Sorgen zu machen, wie er die Tiere im Winter unterbringt. Heizbare Häuser sind nicht notwendig. Auch die Landschaft ist für die Haltung exotischer Tiere sehr reizvoll. Das Gelände ist mit niedrigen Akazien bestanden. Es erinnert an die ostafrikanische Obstgartensteppe, und ich sehe schon in meiner tiergärtnerischen Fantasie die langen Hälse der Giraffen über die breiten Kronen der Bäume hinausragen. Die Gehege sind großzügig und weiträumig angelegt und zeugen vom guten Geschmack des jungen Zoodirektors. Prof. Dr. Dathe, der Direktor des Tierparks in Berlin-Friedrichsfelde, hat ihm die Pläne seines Gartens zur Verfügung gestellt. Ich verspreche ihm, auch die Aufbaupläne vom Dresdner Zoo zu senden.

Bei unserer Rundfahrt durch den Zoo hält der Wagen vor zwei Elefanten, einer Kuh und einem riesigen Bullen. „Das ist der größte in Gefangenschaft befindliche Elefantenbulle", erklärt mir Mr. Bachkheti: „Er ist über 3,50 m hoch". Das Tier ist an einem Vorderbein und einem Hinterbein gefesselt. Das hat seinen guten Grund, denn aus den Schläfendrüsen des Bullen läuft ein Sekret, eine Warnung für jeden, der Elefanten kennt. In dieser Zeit darf man sich dem Bullen nicht nähern. Wenn die Schläfendrüsen laufen, sind sie unberechenbar. Trotzdem geht sein Wärter zu ihm und reicht ihm einen Zweig. „Gegenüber seinem Tierpfleger ist er immer freundlich", sagt lächelnd der Zoodirektor. Dann bittet er Ursula, die Elefantenkuh zu begrüßen. Das Tier hebt den Rüssel, ergreift einen Blütenkranz und legt ihn meiner Frau um den Hals. Außerdem drückt sie ihr noch einen Blumenstrauß in die Hand und bläst artig, dem Befehl ihres Wärtes folgend, auf einer Mundharmonika. Aber der Besuch im Zoo von Delhi erhält seinen Höhepunkt, als mir Direktor Bachkheti den Gipsabdruck der Fährte eines Menschenfußes in die Hand legt. Ich schaue ihn fragend an. „Das ist der Ausguß einer Fährte des Yeti, des Schneemenschen", erklärt er mir. „Ich bin vor wenigen Wochen von einer Expedition aus Nepal zurückgekehrt. Wir suchten den Yeti. Wir haben nur seine Fährte im Schnee gefunden. Das ist sie." Ich schaue auf den Abguß in meiner Hand. Es ist der Fuß eines Menschen. Die große Zehe ist nicht abgespreizt wie beim Affenfuß, sondern steht dicht bei den anderen Zehen. Aber der Fuß muß fast doppelt so breit sein als ein normaler Menschenfuß, jedoch nicht so breit wie der Fuß eines Berggorillas, an den mich diese Fährte sehr erinnert. Aber eine Zehe fehlt, der Fuß hat nur vier Zehen. Auch fehlt ihm eine Fußhöhlung und von einer ausgeprägten, menschlichen Ferse ist ebenfalls nichts zu bemerken. Je eingehender ich den Abguß betrachte, umso mehr drängt sich mir der Vergleich mit dem Berggorilla auf. Sollte wahrhaftig auf unserer Erde noch ein menschliches Wesen leben, das wir nicht kennen? Ich gestehe ehrlich, daß ich wohl an das Vorhandensein eines unbekannten Tieres in den Bergen des Himalaja, nie aber an den Schneemenschen geglaubt habe. „Was bedeutet Yeti", frage ich und erhalte zur Antwort: „Yeti heißt soviel wie das Felsentier, aber die dort lebenden Volksstämme haben noch einen anderen Namen, der hat die Bedeutung von Menschentier. Nach Auskunft dieser Leute, die wir ausführlich befragten, soll es zwei

verschiedene Arten geben, eine kleinere und eine große Art. Das Gesicht des Yeti soll schwarz aber unbehaart sein. Das Kopfhaar ist braun. Er trägt keine Kleidung und soll sich von kleinen Nagetieren ernähren, besonders von Mäusen, die zu Tausenden aus ihren Erdlöchern kommen, wenn der Schnee fällt. Das Gebiet, in dem der Yeti vorkommt, ist von Sträuchern und niedrigen Bäumen bestanden." Vorsichtig lege ich den wertvollen Gipsabdruck in die Hände meines Kollegen zurück, der in nächster Zeit ausführlich seine Beobachtungen veröffentlichen wird. „Gibt es noch Sumatranashörner in Indien", frage ich, denn Dr. Zukowsky, der Direktor des Leipziger Zoologischen Gartens, hat mich gebeten, mein Augenmerk besonders auf diese seltene Nashornart zu richten. „Nein, sie sind in Indien ausgestorben", behaupten der Zoodirektor und sein Assistent. Auch der Forstinspektor glaubt nicht, daß es in Indien noch Sumatranashörner gibt, aber er hält es für möglich, daß in den selten bereisten Dschungelgebieten noch eins oder zwei dieser Tiere leben. Ich nehme mir vor, in Assam und Bengalen weiter nach diesen Nashörnern zu fahnden. Die Zahl der in freier Wildbahn lebenden Panzernashörner schätzt Mr. Takle vom Forst- und Landwirtschaftsministerium, richtiger muß es heißen Ministerium für Nahrung und Landwirtschaft, höher als sie in letzter Zeit in einer englischen und einer westdeutschen Fachzeitschrift angegeben wird. Er ist überzeugt, daß nicht nur 450, sondern 600 Panzernashörner heute noch leben, allein in Nepal sollen es 150 sein, während für dieses Gebiet in den Berichten nur knapp 50 genannt wurden. Ich hoffe, daß Mr. Takle Recht hat. Er versichert mir, daß die indische Regierung diese seltenen Riesen der Tierwelt streng schützt, und auch in Nepal soll das Wildern nachgelassen haben.

Die noch verbleibende Zeit dieses interessanten Tages benutzen wir, um für Sonnabend unseren Flug nach Kalkutta zu buchen und einige Postkarten in die Heimat zu senden, die unseren Eltern mitteilen sollen, daß wir munter und wohlbehalten in Delhi angekommen sind und schon in kurzer Zeit viele hilfsbereite Menschen gefunden haben.

Den letzten Tag in Delhi benutzen wir, um die rote Festung zu besichtigen, die im alten Delhi liegt, ein historischer Bau, der von einer hohen, aus roten Steinen bestehenden Mauer umgeben ist. Vor dem Hauptportal, durch das man in das Innere der Festung gehen kann, warten Bettler, Schlangenbeschwörer, Taxichauffeure, Obstverkäufer und Wahrsager auf ihre lebende „Beute". Wir haben kaum unser Taxi verlassen, als schon ein anderer Fahrer auf uns zustürzt, um uns zu entführen. Die Tatsache, daß wir kaum einen Blick auf das Fort geworfen haben, hindert ihn nicht, uns eindringlich zu raten, mit ihm zu fahren. Als es uns mit Kopfschütteln und wiederholtem „No" gelungen ist, ihn loszuwerden, und ich meine Kameras bereitmache, um das Tor der Festung zu fotografieren, stellt sich ein alter, grauhaariger Inder vor uns hin, hält uns die Zeichnung einer menschlichen Hand mit den verschiedenen Handlinien vor die Augen und versucht, uns zu überreden, unser Schicksal von ihm aus unserer Hand lesen zu lassen. Wieder schüttle ich den Kopf und sage ihm, daß wir nicht interessiert sind, unser Schicksal zu erfahren. Aber er gibt es nicht auf. Für das ganze Jahr will er uns Glück prophezeien, und als er sieht, daß mit mir kein Geschäft zu machen ist, redet er auf Ursula ein. Plötzlich ertönt hinter uns ein lautes Flötenspiel. Die Schlangenbeschwörer haben sich hinter unserem Rücken aufgestellt und lassen ihre Kobras tanzen. Ich will aber weder mit einem Taxi fahren, noch mein Schicksal aus der Hand lesen lassen oder Kobras tanzen sehen, ich will jetzt endlich das Fort fotografieren. Das aufdringlich laute Flöten

der Schlangenbeschwörer ruft einen Polizisten herbei, der die beiden Gaukler vertreibt. Endlich habe ich die Gelegenheit, einige Aufnahmen von dem roten Fort zu machen. Im Jahre 1632 ließ Schah Jahan das Fort, das den alten Königspalast umschließt, aus rotem Sandstein erbauen. Es ist zur Besichtigung freigegeben. Leider sind die ehemals mit zahlreichen Juwelen geschmückt gewesenen Räume ausgeraubt worden. Inzwischen haben die geschäftstüchtigen Schlangenbeschwörer gemerkt, daß wir Fotoapparate bei uns haben. Sie setzen sich in die Sonne, um uns Gelegenheit zu geben, gute Aufnahmen von ihnen zu machen. Sowie wir uns ihnen nähern, nehmen sie ihre Schlangen, zwei Kobras und zwei Pythons von mindestens vier Meter Länge, aus ihren Körben und beginnen wieder mit erhöhter Lautstärke auf ihren Flöten zu blasen. Die Kobras haben aber wenig Sinn für Musik. Das ist auch nicht verwunderlich, denn sie haben kein Gehör. Immer wieder versuchen sie, zu entfliehen, werden aber festgehalten und, damit sie sich aufstellen, auf den Schwanz getreten. Einer der beiden Gaukler ist ständig bemüht, die entfliehenden Schlangen zurückzuholen. Kraftlos stoßen die Kobras nach seiner Hand, aber der Schlangenbeschwörer weicht geschickt den Angriffen aus. Die Kobras kriechen über seine Arme, winden sich um seinen Hals, werden gepackt, wieder auf den Boden gesetzt und erneut gereizt. Sie entfalten ihr mit einer Brille gezeichnetes Halsschild, während die Riesenschlangen züngelnd auf uns zukriechen. Es ist ein ständiges Fangen und Freilassen. Der andere Gaukler aber entlockt mit aufgeblasenen Wangen seiner Flöte schrille Töne. Wir haben genug von diesem leichtsinnigen Spiel mit den Schlangen und drücken dem Mann mit der Flöte ein Trinkgeld in die Hand.

Unser Weg zurück nach Neu Delhi führt uns durch die Basare der alten Stadt. Hier herrscht ein buntes Gewimmel von Menschen und Tieren, das unbeschreiblich ist. Wir hatten bereits in Ägypten die Möglichkeit, Basare zu besuchen, aber was wir hier sehen, übertrifft bei weitem das Treiben in den ägyptischen Basaren. Während der zwei Stunden, die wir durch die Geschäftsstraßen des alten Delhi wandern, begegnen wir keinem Europäer. Wir müssen uns förmlich an Menschen, Ochsenkarren, Pferdedroschken, heiligen Rindern und Fahrrädern vorbeidrängen. Ein farbenprächtiges Leben. Bunte Saris, Kinoplakate, gelbe Früchte, blinkendes Metall ziehen unsere Blicke auf sich. Überall hocken Menschen, schreien ihre Waren aus. Ein Zebu liegt auf der Straße, eine heilige Kuh. Der ganze Strom von Menschen und Fahrzeugen muß ihr ausweichen. Sie darf in ihrer Ruhe nicht gestört werden. Am Straßenrand sitzen Erdnußverkäufer mit ihren Röstöfen. Andere quetschen Zuckerrohr zwischen zwei Walzen aus und verkaufen den milchigen Saft. Zweirädrige Karren, hochbeladen mit Holz und Kohle, von riesigen Zebus gezogen, fahren durch die Menschenmenge, die an den Verkaufsständen vorüberströmt. Staub wird von den vielen tausend Füßen aufgewirbelt und pudert uns ein. Über der Gasse kreisen mit krächzendem Ruf die Krähen. Sie sind in Delhi mindestens in derselben Anzahl vorhanden, wie bei uns die Spatzen. Jeden Abend bezieht ein ganzer Schwarm dieser Vögel seinen Schlafbaum vor unserem Hotel. Zwei Stunden spazieren wir durch die Basare. Erst als wir den Güterbahnhof erreichen, verebbt der Menschenstrom. Dafür aber folgt hier ein Fahrzeug dem anderen. Die meisten der Wagen werden von Zebus, Hausbüffeln und Pferden gezogen. Auch Dromedaren begegnen wir. Längst kleben die vom Schweiß durchnäßten Kleidungsstücke an unserem Körper. Ich sehne mich nach dem Dschungel, wo wir unsere leichten Tropenanzüge tragen können. Ein kleines Mädchen

hat uns endeckt und will einen Backschich haben. Als ich sie abweise, beginnt sie mich zu erpressen. Sie hält in ihrer Hand eine Blechbüchse mit Farbe und deutet mir mit Gebärden an, daß sie mich mit der Farbe bespritzen wird, wenn ich ihr kein Trinkgeld gebe. Offensichtlich hat sie das Frühlingsfest drei Tage vorverlegt, denn erst am Montag soll das seltsame Fest beginnen, das die warme Jahreszeit einleitet. Dabei ist es Brauch, daß jeder jeden mit Farbe bespritzen, sogar überschütten kann. Es wurde uns geraten, von Montag bis Mittwoch das Haus möglichst nicht zu verlassen. Das Mädchen wird doch seine Drohung nicht in die Tat umsetzen? Ich würde ihr gern ein Trinkgeld geben, aber ich habe nur große Scheine einstecken. Mein letztes Kleingeld gab ich dem Taxichauffeur. Ehe ich es verhindern kann, ist es schon passiert. Meine Jacke hat gelbe Spritzer, und das Kind rennt lachend davon. Wir werden uns in Indien an manches gewöhnen müssen. Alt Delhi liegt hinter uns. Wir betreten wieder Neu Delhi, die Regierungsstadt mit den modernen Häusern, gepflegten Gärten und gut gekleideten Menschen. Auch im neuen Delhi gibt es neben den großen, modernen Läden kleine Verkaufsstände. Flüchtlinge aus Pakistan haben ihre Waren auf dem Boden ausgebreitet und hocken zwischen den Bronzefiguren, Tanzmasken, Ketten, Ringen und Halbedelsteinen, die sie unaufdringlich zum Kauf anbieten. Neben bunten Saris, Luftballons, Parfüms, Seifen, Andenken aller Art, Wildwestromanen, illustrierten Zeitschriften, Elfenbeinschnitzereien und Schmuck liegen und hängen Hula-Hoop-Reifen, doch haben wir weder Erwachsene noch Kinder gesehen, die diese Reifen benutzen.

Wir sind wieder im Hotel angelangt, ziehen die durchschwitzten Kleider vom Körper und erfrischen uns durch ein Bad. Das ist vorläufig der letzte Abend in Delhi. Morgen fliegen wir nach Kalkutta. Unser Vorhaben, die wilden Tiere im Dschungel zu beobachten, hat sich unter dem Personal und den Händlern, die ihre Läden im Hotel haben, schnell herumgesprochen. Immer wieder werden wir gefragt, ob wir wahrhaftig in den Dschungel gehen wollen, ob wir kein Gewehr mitnehmen, ob es nicht zu gefährlich ist, Tigern ohne Waffen nur mit der Kamera gegenüberzutreten. Wir trösten sie und zeigen Fotos, die wir von Löwen, Büffeln und Nashörnern in Afrika machten. Die braven Leute schütteln die Köpfe und wünschen uns viel Glück.

Wieder sitzen wir im Flugzeug. Das Ziel ist Kalkutta. Auch mit der indischen Tierwelt hatten wir schon Begegnungen. Auf der Fahrt zum Flughafen sahen wir Rhesusaffen am Rand der Straße sitzen. Wahrscheinlich ernähren sie sich von den Gaben, die ihnen Reisende zuwerfen, und von den Pflanzen der Steppe, die Delhi umgibt. In einem Baum vor unserem Hotelzimmer in Delhi wohnten drei Streifenhörnchen, die auf der Wiese des kleinen Hotelgartens nach Nahrung suchten. Streifenhörnchen, Verwandte unseres Eichhörnchens, sind gegenüber ihren Artgenossen sehr unduldsam. Wenn eines der kleinen Tierchen, die nicht größer als unsere Ratten sind, sich einem anderen näherte, gab es sofort Streit. Mit schrillen Fieplauten fuhren sie aufeinander los. Ich hatte den Eindruck, daß die Wiese des Gartens, ein Rechteck von 20×30 m, von den drei Streifenhörnchen in drei Territorien eingeteilt war, aus denen die Bewohner den anderen Artgenossen vertrieben, wenn einer in das Territorium seines Nachbarn eindrang. Aber alle drei Streifenhörnchen bewohnten einen Baum, auf den sie sofort flohen, wenn ich mich ihnen auf mehr als 8 Meter näherte. Auch der Baum schien in Wohnbereiche aufgeteilt zu sein, denn oft klang aus der belaubten Krone das Gezänk der Streifenhörnchen. Nur den Staren wichen die Streifenhörnchen aus.

Sie wurden von diesen Vögeln vertrieben, wenn sie ihnen bei der Nahrungssuche auf der Wiese begegneten. Dabei geschah es mitunter, wenn sich Streifenhörnchen und Stare auf den Ästen des Baumes trafen, daß eines der kleinen Nagetiere einen lauten Pfiff ausstieß, der offensichtlich die Bedeutung eines Warnlautes hat, denn sofort verfielen die Streifenhörnchen in eine starre Haltung, wobei sie ihren Körper und den langen, behaarten Schwanz an den Stamm drückten. Saßen sie, wenn der Warnlaut erklang, auf einem Aststumpf, so wurde der darüber hinaus hängende Schwanz senkrecht an den Stamm gelegt, der Körper waagerecht auf den Stumpf des abgebrochenen Astes gedrückt und der Kopf wieder senkrecht nach oben an den Stamm geschmiegt. In dieser Haltung waren sie für das menschliche Auge kaum von der Rinde des Baumes zu unterscheiden. Dazu trugen auch die braunen Streifen bei, die sich längs über ihren Rücken ziehen. Die Grundfarbe der Tiere ist grau. Mitunter, wenn ihnen Menschen unverhofft den Fluchtweg zu ihrem Baum versperrten, flohen sie auch über eine schmale Straße hinweg auf einen anderen Baum, der in dem Nachbargrundstück stand, hielten sich dort aber nicht lange auf, sondern kehrten, wenn die vermeintliche Gefahr vorüber war, bald wieder in ihren Garten zurück. Leider hatte ich nicht genug Zeit in Delhi, um die interessanten Tierchen ausführlich zu beobachten. Ich bin aber überzeugt, daß wir ihnen noch oft begegnen werden.

Die Stewardessen sind in blaue Saris gekleidet und tragen darunter eine kleine, weiße Bluse, die aber nicht ganz bis zu dem um die Hüften geschlungenen Sari reicht, so daß ein handbreiter Streifen brauner Haut sichtbar ist. Auf ihrer Stirn über der Nasenwurzel haben sie einen roten Fleck. Die Lidränder sind mit schwarzer Wimperntusche nachgezogen, die vollen Lippen dunkelrot geschminkt und ebenso dunkelrot die langen Fingernägel und die Zehennägel lackiert. Sie tragen Sandalen, deren Riemen zwischen der großen und der zweiten Zehe hindurchgezogen werden. Mit freundlichem Lächeln reichen uns die Stewardessen das Frühstück. Entsprechend der sozialen Stellung der Frau in Indien wird zuerst dem Mann serviert. Das Frühstück besteht aus Spiegeleiern, Bratkartoffeln, Erbsen, warmen Tomaten, einer Mandarine und einer uns unbekannten Frucht. Sie ähnelt in ihrer Schale einer Pellkartoffel und enthält einen flachen, schmalen, langen schwarzen Kern. Ihr gelbbraunes Fleisch ist süßer als Honig. Die Stewardeß nennt uns den Namen der Frucht: Chieku und fragt sofort, ob wir noch eine Chieku wünschen. Wir decken unseren Vitaminbedarf durch Früchte, die wir schälen können. Ein Grundsatz unseres Verhaltens in den Tropen heißt: Iß kein ungekochtes Gemüse und kein ungeschältes Obst, denn wir haben Angst vor Amöbenruhr und Paratyphus. Von unserem Gesundheitszustand ist der Erfolg unserer Arbeit abhängig.

In Kalkutta werden wir von einem Freund unseres Dresdner Zoos empfangen, der zusammen mit seinen anderen Kollegen der Handelsvertretungen der DDR in Indien im vergangenen Jahr unserem Zoo Streifenhyänen, Hulmanaffen Plumploris und Schlangen schenkte. Schon nach den ersten herzlichen Worten der Begrüßung können wir mit großer Freude feststellen, daß unsere Safari in den Elefantengrasdschungel von Kaziranga von ihm gut vorbereitet wurde. Der Forstbeamte dieses Gebietes ist verständigt und in Jorhat, das wir hoffen am Dienstag zu erreichen, wird ein Kraftwagen stehen, der uns in das Gebiet der Panzernashörner bringt. Auch seitens des Forstbeamten ist uns alle Unterstützung zugesichert worden, wie mir unser Freund mitteilt. Wie aber sind die Aussichten im Gebiet der Nagas zu reisen? Die Kollegen der

Handelsvertretung ziehen die Stirn in Falten: „Wir möchten abraten in das Nagagebiet zu gehen. Es sind dort häufig Zwischenfälle, die nicht selten ein blutiges Ende finden. Vor wenigen Monaten kehrte eine Expedition aus diesem Gebiet zurück, die Furchtbares erlebt haben muß. Einer der Männer hatte sogar einen Nervenzusammenbruch erlitten. Die Nagas überfallen in kleinen Trupps mitunter größere Dörfer, die am Rande ihres Gebietes liegen. Wir raten Ihnen dringend ab, die Nagas zu besuchen." Diese Auskunft klingt nicht ermutigend. Wir nehmen uns vor, in Assam zu entscheiden, ob wir zu den Kopfjägern gehen oder ihr Gebiet meiden. Unsere Hauptaufgabe ist es, nicht völkerkundliche Feststellung zu treffen, sondern Tiere zu beobachten.

Wir werden als Gäste im Wohnhaus der Handelsvertretung aufgenommen. Hier wollen wir auch unser Gepäck erleichtern und alles zurücklassen, was wir in Assam nicht benötigen, denn Kalkutta ist die letzte Station der Zivilisation vor unserem Weg in den Busch. Es ist furchtbar heiß. Obwohl das Thermometer nur 35 Grad zeigt, ist die Temperatur viel unangenehmer als die trockene Hitze von 50 Grad, die wir im Tal der Könige in Ägypten erlebten, denn Kalkutta hat eine Luftfeuchtigkeit von über 90 Prozent. Aber im Haus ist es angenehm, denn eine Klimaanlage bläst ständig kühle Luft in unser Zimmer. Auf diesen Luxus werden wir bald verzichten müssen. Wir tauschen dafür das Erlebnis der Wildnis ein.

Die deutschen Familien der Handelsvertretung haben sich ihre Wohnungen so gemütlich wie möglich eingerichtet. Bilder deutscher Landschaften hängen an den Wänden, und im Büro finde ich sogar einen Gruß aus Dresden: die Fotografie des Zwingers. Aber auch das gemütlichste Heim kann die Sehnsucht nach der Heimat nicht stillen, und jeder freut sich auf den Urlaub, den er in Deutschland verbringen kann.

Hals- und Beinbruch, gute Aufnahmen von Panzernashörnern, viel Glück beim Beobachten von Tigern und eine gesunde Rückkehr wünschen uns die deutschen Freunde, als wir ihnen zum Abschied die Hand drücken. „Wenn Sie zurück nach Kalkutta kommen, dann müssen Sie uns ausführlich über ihre Erlebnisse berichten!" Ich verspreche es. „Wenn Sie irgend etwas benötigen, dann lassen Sie es uns wissen, wir schicken es Ihnen nach Assam". Ich bin dankbar für die in Aussicht gestellte Hilfe, für die liebe Gastfreundschaft, für die wertvolle Unterstützung unserer wissenschaftlichen Arbeiten, die wir durch unsere Freunde von der Handelsvertretung erfahren haben.

In den frühen Morgenstunden fahren wir zum Flugplatz. Wir haben heute die Fenster des Kraftwagens dicht geschlossen, denn es wird der Sommerbeginn gefeiert. Bald sehen wir die ersten, mit leuchtend roter Farbe übergossenen Menschen. Kinder haben Spritzen, den Flitspritzen ähnlich, und besprengen jeden mit roter, blauer, grüner oder gelber Brühe. Die Straßenhändler haben große Säcke mit Farbpulver vor sich aufgebaut und bieten Farbe und Spritzen an. Wer sich keine Farbe leisten kann, füllt seine Spritze in einer Schlammpfütze. Ich versuche, einige Coloraufnahmen von den mit Farbe getauften Menschen zu machen. Unser Fahrer hält kurz vor den Leuten, ich drehe die Scheibe herunter und mache einen Schnappschuß, muß aber schnell das Fenster wieder schließen, denn sofort haben uns Kinder entdeckt und rennen mit ihren geladenen Spritzen auf uns zu, um einen Strahl in das Innere unseres Wagens zu schicken. Auch bei unserer Zwischenlandung in Gauhati begegnen wir Indern, deren Hemden, Hosen, Haare und Gesicht in allen Farben leuchten.

Wir haben Pakistan überflogen. Unter uns liegt der Brahmaputra, dessem Lauf wir folgen, um in Tezpur noch einmal zu landen, ehe wir Jorhat erreichen. In großen Bögen durchschneidet der Riesenfluß die öde Landschaft, die offensichtlich während der Zeit des Monsuns vom Strom überschwemmt wird, und, wenn das Wasser zurückweicht, mit dickem, lehmigen Schlamm bedeckt ist. Weit verzweigt sind die vielen Arme des Brahamaputras, ein Netz von Bächen, Flüssen und Strömen. Ein Engländer, der mit uns nach Jorhat fliegt, wo er an einem wissenschaftlichen Institut für Teeforschung arbeitet, erklärt uns, daß der Brahamaputra in der Regenzeit fünfzehnmal so breit als in der Trockenzeit ist. Sein Bett ist nicht befestigt, nicht reguliert, ein wilder Fluß, der sich selbst seinen Weg zum Ozean sucht. Stromaufwärts, wo große Sümpfe den Fluß an seinen Ufern umsäumen, liegt Kaziranga, das Ziel unserer Reise.

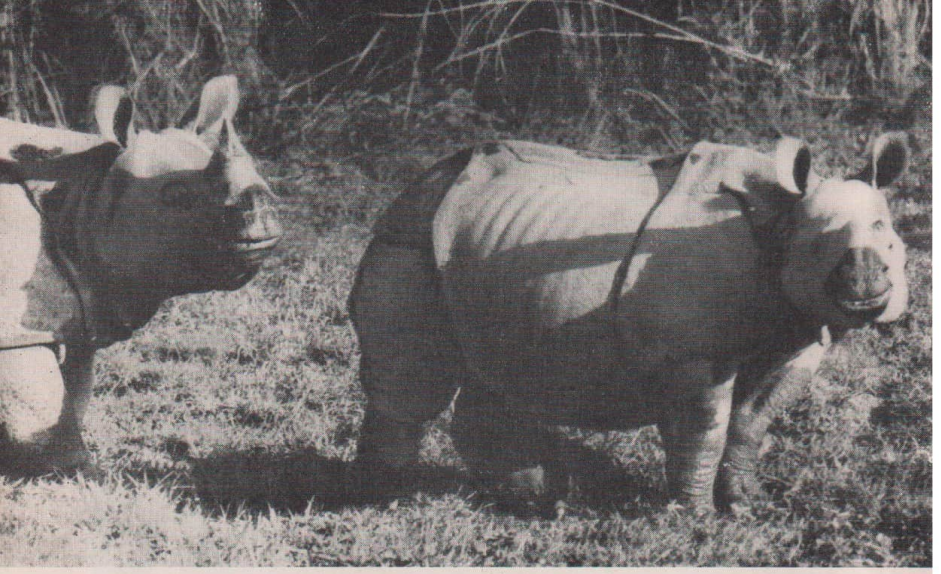
Kaziranga

Am Flughafen wird ein Wagen auf uns warten, der uns nach Kaziranga bringt. So hieß die Vereinbarung, aber wir halten vergeblich Ausschau. Der Wagen ist nicht da. Ein Telefongespräch mit dem Forstamt bringt uns die Nachricht, daß der Wagen bereits auf dem Weg zum Flugplatz ist. Nach wenigen Minuten fährt auch ein Auto vor, das in allen Fugen klappert. Ein Forstbeamter steigt aus und entschuldigt sich, daß er keinen besseren Wagen auftreiben konnte. Es sei Feiertag und deshalb sehr schwierig, einen Kraftfahrer zu finden.

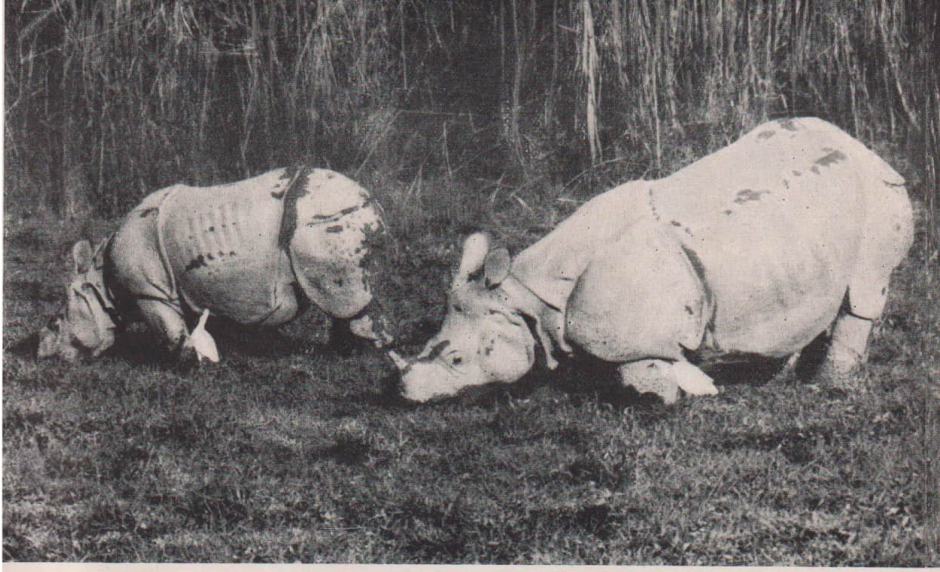
Nach drei Stunden zermürbender Fahrt erreichen wir völlig zerschlagen Kaziranga. Inmitten von Teefeldern und Bananenpflanzungen steht auf einem Hügel ein sauberer Bungalow. Berge, mit Dschungel bedeckt, treten nahe an ihn heran. Wir sind am Ziel. Drei Männer kommen aus dem Bungalow, um uns herzlich zu begrüßen: der Distriktsforstbeamte, der stellvertretende Förster von Kaziranga und der Zoodirektor von Lucknow. Hände werden geschüttelt und freundliche Worte gewechselt. Ich entnehme dem Begrüßungsgespräch, daß heute ein Panzernashorn gefangen worden ist. Es soll noch an diesem Abend aus der Fallgrube in die Kiste getrieben und zum Bungalow gebracht werden. Morgen will es der Zoodirektor von Lucknow verladen und in seinen Tierpark transportieren. Leider ist der Himmel bedeckt. Das Licht ist zu gering, um diesen interessanten Vorgang zu fotografieren. Aber ich werde getröstet. In den nächsten Wochen soll noch ein Nashorn für den Zoo in Tokio gefangen werden. Dann werde ich Gelegenheit haben, von der Fallgrube bis zum Verladen alles im Bild festzuhalten.

Auch am nächsten Tag ist für die Bewohner Kazirangas noch Feiertag. Deshalb ist es nicht möglich, mit den Elefanten auf Nashornsuche zu gehen. Aber wir brauchen den Ruhetag nicht zu bedauern, denn kurz nach Sonnenaufgang ziehen sich Wolken über den Mikier-Bergen zusammen. Ein Gewitter schüttet seinen Regen über das Land aus. Blitz und Donner folgen dicht aufeinander. Die Luft ist mit Wasserdampf gesättigt. Unsere Tropenanzüge sind feucht, als wir sie anziehen. In den Vormittagsstunden hört es auf zu regnen, aber der Himmel bleibt bedeckt. Wir gehen zum Nashornkral, der in der Nähe der Straße liegt. Dicke Baumstämme sind in den Boden gerammt und mit aufgeschlissenen Bambusstengeln untereinander verbunden worden. Außerdem werden sie durch Querstangen aus Bambus gehalten. Hinter diesem kräftigen Zaun sind zwei Nashörner

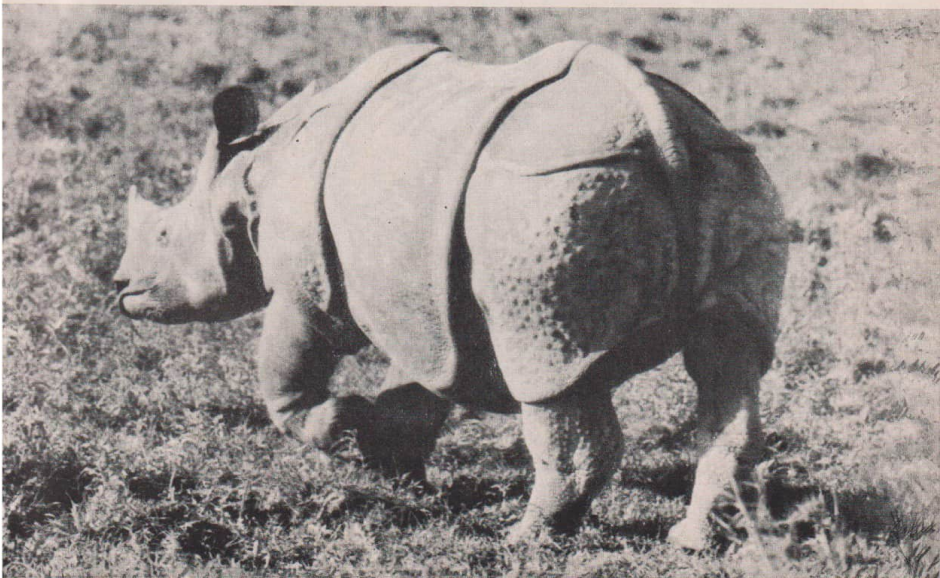
Mit erhobenem Kopf, nach vorn gestellten Lauschern und geblähten Nasenlöchern versucht das Panzernashorn unseren Standort festzustellen. Da es schlechte Augen hat, muß es sich ganz auf sein Gehör und Geruchsvermögen verlassen



Eine Nashornmutter mit fast erwachsenem Kalb (oben) äugt zu uns herüber. Die Panzernashörner werden von Kuhreihern und Staren begleitet, die den Tieren Zecken und Insekten von der Haut lesen, aber keine Wächter sind, wie oft behauptet wird



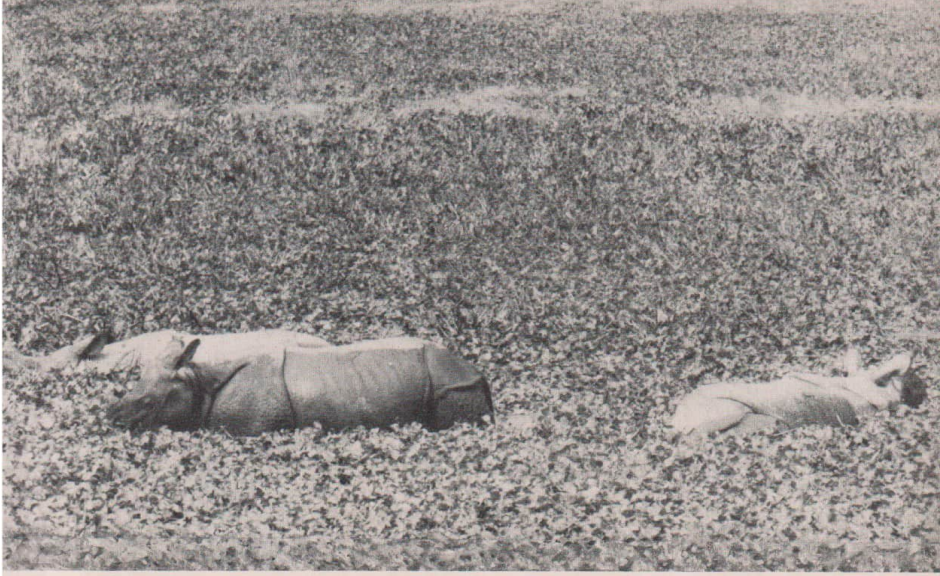
Tief sinken die Nashörner in den Sumpfwiesen, deren Kräuter und Gräser sie äsen, ein (oben). Die dicken Hautfalten erwecken den Eindruck, als wäre das Panzernashorn wahrhaftig mit Panzerplatten bedeckt



Nur mit Elefanten ist es möglich, in den Elefantengrasdschungel hineinzureiten, der die Wohngebiete der Panzernashörner bedeckt

Wir saßen täglich bis zu neun Stunden auf dem Rücken unseres Reitelefanten und von dieser hohen Warte aus machten wir unsere Beobachtungen an den Panzernashörnern

Auch wilde Wasserbüffel leben in dem Sumpfgebiet des Brahmaputra (oben). Die Panzernashörner haben eine Marschordnung: Bei Spaziergängen und auf der Flucht (unten) läuft das Kalb vor der Mutter, beim Angriff folgt es dicht hinter der Mutter



Besonders während der heißen Mittagszeit liegen die Panzernashörner friedlich beieinander in den mit Wasserhyazinthen bedeckten Seen (oben). Zum Transport der gefangenen Panzernashörner wird ein Käfigwagen verwendet, den einer der Arbeitselefanten der Forststation Kohora ziehen muß

Die gefangenen Panzernashörner werden zur Eingewöhnung in einem Kral untergebracht. Die Bewohner des Dorfes Kohora bestaunen das in der letzten Nacht gefangene Nashorn

untergebracht. Ein Nashorn wurde vor einem Monat gefangen, das andere wurde in der letzten Nacht aus seiner Fallgrube geholt, in einen aus Eisenstäben bestehenden Käfig getrieben und von einem Arbeitselefanten zum Gehege geschleppt. Vergeblich bemühen sich zehn starke Inder, den Käfig vom Eingang des Geheges hinwegzuziehen. Elefanten müssen die schwere Arbeit übernehmen. Ein kräftiger Elefantenbulle wird vor den Käfig gebracht. Er muß das am Käfig befestigte Seil in sein Maul klemmen. Ich stelle mich einige Meter vor ihm auf, um zu fotografieren. Der Elefant zieht, das Seil reißt und saust wenige Zentimeter über meinen Kopf hinweg. Ketten werden gebracht und ohne Mühe zieht der Elefant den schweren Eisenkäfig einen steilen Hang hinauf zur Straße. Weil dieser Elefant auch den Transport des Nashorns in der vergangenen Nacht besorgt hat, soll er von einem anderen Artgenossen abgelöst werden. „Das ist unser bester Reitelefant. Er ist zuverlässig und hat keine Angst vor Nashörnern. Wenn er sich ausgeruht hat, können Sie ihn auf ihren Safaris benutzen", sagt uns der Förster von Kaziranga.

Wir sollen sehr bald den Unterschied zwischen diesem Elefantenbullen und dem anderen, ebenfalls ein Bulle mit großen, weißen Zähnen, kennenlernen. Denn als der zweite Elefant den Befehl bekommt, den Transportkäfig zu ziehen, trompetet er laut, legt die Ohren nach vorn und geht durch. Vergeblich bemüht sich der in seinem Nacken sitzende Mahout, das Tier zum Stehen zu bringen. Er drückt die Spitze des Elefantenhakens tief in die breite Stirn des Tieres, schreit und schlägt mit einem Bambusknüppel auf den Kopf des Riesen, der in schnellem Trab davonrast. Den Käfig, der auf vier plumpen Holzrollen läuft, zieht er wie einen leichten Rickschakarren hinter sich her. Er wird hin und her geschleudert, streift einen Telefonmast, der ins Schwanken gerät und reißt den Zaun der Teepflanzung nieder. Endlich gelingt es dem Mahout, Gewalt über seinen Elefanten zu bekommen. „So benimmt sich dieser Elefant manchmal, wenn er ein Nashorn sieht. Er ist nicht zuverlässig", sagt der Förster und lächelt uns freundlich an. Es hätte dieser Worte nicht bedurft. Das Ereignis hat uns völlig davon überzeugt, daß dieser Elefant nicht der Beste ist. Ich möchte nur hoffen, daß er, wenn wir auf seinem Rücken sitzen, nicht in den Dschungel hinein rennt, wo Bäume ihm den Weg versperren und Äste über seinen Rücken streifen. Meine Vorstellung von den braven, auf das leiseste Wort ihres Mahouts reagierenden indischen Arbeitselefanten stimmt anscheinend mit der Wirklichkeit nicht überein. Da wir aber seit unserer Autofahrt von Jorhat nach Kaziranga gefährliche und unbequeme Transportmittel gewöhnt sind, finden wir uns auch mit dieser Tatsache ab. Indien hält anscheinend einige Überraschungen für uns bereit. Im Dschungel der Berge, die sich hinter unserem Bungalow erheben, lebt ein Volksstamm, Mikier genannt. Männern und Frauen dieses Stammes begegnen wir auf dem Weg durch die Teeplantage. Sie tragen auf ihrem Rücken große Stücken roter Baumrinde. Ein Kind hat sein Köpfchen müde an die Brust der Mutter gelegt und trinkt. Die Männer sind nur mit einem Lendenschurz bekleidet, während die Frauen in zwei Tücher, die sie wie Rock und Bluse um den Leib schlingen, gehüllt sind. Mit ihren großen, braunen Augen betrachten sie uns, weichen aber scheu zurück, wenn wir uns ihnen nähern. Nur die Mutter duldet es, daß Ursula ihr Kind bewundert. Wir werden in den nächsten Tagen die Mikier in ihrem Dorf besuchen.

Trommelschläge klingen aus den Häusern rings um unseren Bungalow. Es wird gefeiert. Wir hoffen auf besseres Wetter, denn morgen wollen

wir noch vor Sonnenaufgang in den Grasdschungel reiten. Der Förster prophezeit einen sonnigen Nachmittag, aber leider erfüllt sich seine Wettervorhersage nicht. Die Wolkendecke bleibt geschlossen, und auch am Nachmittag regnet es hin und wieder. Die Luftfeuchtigkeit muß 90 % erreicht haben, denn alle Gegenstände unseres Zimmers sind naß. Das Schreibpapier hat sich gewellt, die Kameras sind feucht und die Ledertaschen klitschig. Wie werden unsere Filme diese Feuchtigkeit vertragen?

Eine Stunde vor Sonnenuntergang hört es auf zu regnen. Wir machen noch einen kleinen Spaziergang, um die nähere Umgebung unseres Bungalows kennenzulernen. Überall finden wir die Losung der Arbeitselefanten, die zur Mahlzeit einfach in den Busch geführt werden, wo sie sich ihre Nahrung selbst suchen müssen. Kaum 500 Meter vom Bungalow entfernt treffen wir auf eine Nashornfährte. So nahe kommen also die Nashörner an die Hütten von Kaziranga heran. Aus dem Dschungel klingt der Ruf eines Gibbons, der von einem anderen Artgenossen beantwortet wird. Nach kurzer Dämmerung bricht die Nacht herein. Wie wird morgen das Wetter sein? Der Monsun kommt frühestens Mitte Mai nach Assam. Ich hoffe, daß der Gewitterregen nicht lange anhält. Aber Assam ist auch der regenreichste Ort unserer Erde. Wir müssen Geduld aufbringen, und das haben wir in Afrika gelernt.

Um 4 Uhr klingelt der Wecker, denn wir wollen noch vor Sonnenaufgang unseren Reitelefanten besteigen, der uns zu den Panzernashörnern bringen soll. Der Himmel ist leider immer noch mit Wolken bedeckt. Wir trinken unseren Tee, der nach englischer Art am Bett serviert wird. Pünktlich um 5 Uhr steht der Elefant vor unserem Bungalow. Der Elefant legt sich auf ein Zeichen seines Mahouts, eine Leiter wird angelegt und wir besteigen den Rücken des Dickhäuters, auf dem ein breiter Sattel liegt. Es dauert eine Stunde, bis wir uns in unseren Körperbewegungen dem schaukelnden Gang des Elefanten angepaßt haben. Wir reiten durch Felder, die von den assamesischen Bauern mit Holzpflügen bearbeitet werden. Wasserbüffel müssen die Pflüge ziehen. Nach einer Stunde erreichen wir das Sumpfland. Der Stellvertreter des Försters stößt hier mit einem zweiten Elefanten zu uns. Hohes Elefantengras, das oft weit über uns hinausragt, versperrt uns die Sicht. Die Wolkendecke lockert sich und bald fallen die ersten Sonnenstrahlen auf den Grasdschungel. Feuchte Wärme brütet über dem Land. Ich habe meine Kameras schußbereit gemacht. Ursula sitzt hinter mir. Ihre Aufgabe ist es, mir je nach den Lichtverhältnissen die mit Farbfilm oder die mit Schwarzweißfilm geladene Kamera und die Teleobjektive zu geben. Das grüne, hohe Elefantengras, dessen Blätter scharfe Ränder haben, schlägt über uns zusammen. Wir sind mit beiden Händen bemüht, die langen Stengel aufzufangen und von unserem Gesicht fernzuhalten. Der dichte Grasdschungel lichtet sich und schwarze, abgebrannte Flächen, in denen nur die kräftigeren gelben Stengel, die dem Feuer widerstanden haben, aufragen, liegen vor uns. Der Elefant bleibt stehen. Wir halten Ausschau. Zwei weibliche Sumpfhirsche äugen zu uns herüber. Sie sind sehr scheu, denn als der Elefant seinen Weg fortsetzt, verschwinden sie mit einigen Sätzen im Dickicht, obwohl wir noch mindestens 200 Meter von ihnen entfernt sind. Auch ein Rudel schwarzer Wildschweine ergreift die Flucht, ehe wir uns ihnen auf Fotografierdistanz genähert haben. Es wird schwierig werden, gute Tieraufnahmen vom Rücken des Elefanten aus zu machen. Zu leicht kann das Wild den Riesen schon auf weite Entfernung entdecken. Wir werden einige Nächte auf Bäumen im Sumpf verbringen müssen, um die Tiere morgens unbemerkt fotografieren zu können, wenn

sie aus dem Grasdickicht kommen. Da überall in diesem Sumpfland Wasserlachen stehen, wird es auch keine Tränke geben, an der sich das Wild einfindet.

Der Mahout zeigt vor uns in den Dschungel. Ein Nashorn, mit einer grauen Schlammkruste bedeckt, die aus dem gelben Gras hervorleuchtet, versucht von uns Witterung zu bekommen. Aber der Wind steht günstig. Es schwenkt den Kopf hin und her, schnauft und hat die Lauscher aufgestellt. Obwohl wir uns ihm bis auf zwanzig Meter nähern, nimmt es uns nicht wahr. Nashörner haben schlechte Augen. Ich bin bemüht, eine Aufnahme von unserem ersten Panzernashorn in freier Wildbahn zu machen, aber wie sich der Elefant auch dreht, immer wieder sind die hohen Grasstengel vor meinem Objektiv. Laut schnaufend stampft das Nashorn einige Schritte zur Seite. Die Sicht wird frei und ich kann zweimal die Kamera auslösen, ehe es im Gras verschwindet. Überall treffen wir auf die Wechsel der Nashörner, die meist als Tunnel durch den Grasdschungel führen. Sie sind fünfzig Zentimeter breit, wie die Wechsel der afrikanischen Spitzmaulnashörner. An manchen Stellen liegt die Losung dieser Dickhäuter zu Hügeln aufgeschüttet und wenn ein solcher Hügel zu hoch wurde, haben die Nashörner dicht daneben einen zweiten Kotberg errichtet. Deutlich ist an der Farbe des Mistes der alte Hügel von dem neuen zu unterscheiden.

Auf einer großen Lichtung stehen neun Marabus mit ausgebreiteten Flügeln, den Rücken der Sonne zugewandt. Sie trocknen ihr Gefieder. Die Elefanten werden von den Mahouts in einen Tümpel getrieben, der mit einer dicken Schicht schwimmender Wasserhyazinthen bedeckt ist. Bis weit über den Rüsselansatz versinken die schweren Tiere im Wasser. An der anderen Seite des Tümpels nimmt uns wieder dichter Grasdschungel auf. Ein lautes Schnaufen zeigt uns an, daß Nashörner in der Nähe sind. Wir biegen das Gras auseinander und sehen drei erwachsene Nashörner nahe beieinander stehen. Auch diese Tiere haben uns gehört, aber noch nicht gesehen. Einer der gepanzerten Riesen beginnt wieder zu fressen. Die anderen beiden sind noch mißtrauisch und versuchen, mit erhobenen Köpfen Witterung von uns zu bekommen. Wir nähern uns einem Nashorn bis auf 15 Meter. Im Sucher der Kamera mit dem Teleobjektiv von 18 cm Brennweite füllt der Körper des Tieres das ganze Bild aus. Trotzdem wir so nahe an dem Nashorn sind, ragen immer noch Grashalme in das Bild hinein. Der erste Ritt in den Nashorndschungel soll nur einen Überblick geben. Wir werden später Gelegenheit nehmen, längere Zeit in der Nähe der Panzernashörner zu bleiben, werden ihnen mit dem Elefanten langsam folgen, bis wir sie auf freiem Gelände fotografieren können.

Nashorn in der Grube

Über den Grasspitzen taucht auf einem Elefantenrücken ein Inder auf. Er ruft in uns unverständlicher Sprache, aufgeregt mit den Händen gestikulierend, dem Forstbeamten eine offensichtlich wichtige Nachricht zu. Unsere Elefanten ändern die Richtung und wenige Minuten später stehen wir vor einer Fallgrube, die noch zur Hälfte mit Gras bedeckt ist. Ein Nashorn ist in die Grube gestürzt. Wir steigen von unserem Elefanten herab und betrachten uns das gefangene Tier. Ich schätze das Nashorn

höchstens auf ein Jahr. Das Horn ist nur als kleiner Hügel angedeutet. Bis zum Bauch steht es in dickem Schlamm. „Wenn es ein Weibchen ist, werden wir es mitnehmen, denn der Zoo in Tokio möchte ein weibliches Panzernashorn haben. Sollte es aber ein Männchen sein, so geben wir ihm die Freiheit. Ich muß zum Bungalow reiten und den obersten Forstbeamten in Shillong verständigen", sagt unser Begleiter, verabschiedet sich von uns und wünscht uns noch viel Glück bei der Suche nach Panzernashörnern. Prustend stößt das gefangene Nashornkalb mit dem Kopf nach uns, als wir uns dem Grubenrand nähern. Aber es kann uns nicht erreichen, denn die Grube ist etwa zwei Meter tief. Sein ganzer Körper ist mit dickem Schlamm bedeckt. Augen, Ohren und Nase sind mit Schlamm verklebt. Offensichtlich ist es durch die vergeblichen Versuche, dem Gefängnis zu entrinnen, sehr erschöpft, denn es legt sich nach diesem Angriff schwer atmend im Schlamm nieder. Wir wollen nachmittags noch einmal zur Fallgrube reiten, um das Herausholen des Nashorns mitzuerleben.

Auf unserem Morgenritt begegnen wir insgesamt zwölf Nashörnern. Wenn auch die Lichtverhältnisse sich wesentlich bessern, denn gegen 9 Uhr löst sich die Wolkendecke und die Sonne strahlt auf das Grasland hernieder, so gelingen uns doch keine guten Aufnahmen von den Panzernashörnern, weil die Tiere immer im Dickicht stehen. Nur die Rücken und Teile der Köpfe sind sichtbar. Auch einen starken Wasserbüffel entdecken wir, aber er flieht schon auf 300 Meter Entfernung. Das Wild ist in Kaziranga sehr scheu. Nur an die Nashörner kann man nahe heranreiten, weil diese Tiere schlechte Augen haben. Auch sind die Mahouts keine guten Wildspürer, denn sie lassen ihre Elefanten ohne Rücksicht auf Windrichtung und Sichtmöglichkeit aus den Dickichten auf die Lichtungen treten, wo das Wild äst. So sehen wir meist Sumpfhirsche und Wildschweine nur in der Ferne flüchtig abgehen. Wir müssen uns bemühen, einige Worte Hindi und Bengali zu lernen, damit wir den Mahouts Anweisungen geben können, wie sie ihre Elefanten zu lenken haben.

Gegen 10 Uhr kehren wir zum Bungalow zurück und nehmen unser Frühstück ein, denn wir haben, bevor wir aufbrachen, nur eine Tasse heißen Tee getrunken. Der Elefantenritt hat uns angestrengt. Ein Muskelkater ist zu erwarten. Müde legen wir uns nach dem Mittagessen nieder, können aber keinen Schlaf finden. Hält der starke Tee uns munter? Auch nachts schlafen wir schlecht und haben meist quälende Träume, die uns immer wieder aus dem Schlaf schrecken lassen. Vielleicht trägt dazu auch das stark gewürzte indische Essen bei oder die ungewöhnlich hohe Luftfeuchtigkeit, denn trockene Kleidung kennen wir, seitdem wir in Kaziranga sind, nicht mehr. Es kostet Überwindung, morgens in die feuchtkalten Sachen zu schlüpfen. Aber wir werden uns auch daran gewöhnen.

Auf unserem Nachmittagsritt begleitet uns der Förster von Kaziranga. Als wir die Fallgrube erreichen, haben Assamesen an einer Schmalseite schon eine Rampe gegraben, so daß zwischen der Grube, die zum Schutz gegen die heiße Sonne wieder zugedeckt worden ist, und der Rampe nur noch eine schmale Wand steht. An die Wand soll der Käfigwagen herangeschoben werden. Wenn schließlich auch diese Wand fällt, ist für das Nashorn der Weg in den Transportkäfig frei. Die Abdeckung der Fallgrube ist so gut der Umgebung angepaßt, daß es Mühe macht, die Grube zu entdecken. Unser Elefant legt sich nieder und wir steigen von seinem Rücken hinab. Ursula läuft direkt auf die Fallgrube zu. Sie erkennt nicht

die Stelle, wo der feste Boden aufhört und das dünne Geflecht aus Grasstengeln beginnt. Ich rufe ihr zu „Vorsicht, die Fallgrube!" Auch die Assamesen schreien. Wenige Zentimeter vor dem Grubenrand bleibt Ursula stehen. Mir ist der Schreck in die Glieder gefahren. Es ist unvorstellbar, was hätte geschehen können, wenn Ursula noch einen Schritt weitergegangen wäre.

Sieben Elefanten stehen in einem großen Kreis rings um die Grube und halten Wache. Die Mahouts auf ihren Rücken halten nach der Mutter des gefangenen Kalbes Ausschau. Ein Posten steht auf einem Hügel, der durch die ausgehobene Erde entstanden ist und hält ein Gewehr schußbereit in der Hand. Ein Mahout ruft und zeigt in das Dickicht hinein. Wir hören lautes Schnaufen. Die Mutter startet einen Angriff. Wir können sie nicht sehen, denn um die Grube herum steht hohes Gras. Sofort treiben die Mahouts ihre Elefanten in die Richtung, aus der die Nashornmutter kommt. Aber das laute Rufen der Menschen und die Anwesenheit der Elefanten hält sie davon ab, durchzubrechen. Sie entfernt sich wieder und die Arbeiten können fortgesetzt werden. Die Elefanten laufen auseinander und werden wieder im Kreis um uns herum aufgestellt. Sie benützen die Zeit des Wartens, um ihren Hunger zu stillen. Mit ihren Rüsseln reißen sie Grasbüschel aus der Erde, schlagen sie gegen ihre Beine, bis die Wurzeln von der Erde befreit sind und stecken sie in ihr Maul.

Die Sonne neigt sich dem Horizont zu. Als rote Scheibe steht sie über dem Dschungel. Die zarten Gräser heben sich schwarz im Gegenlicht ab. Wie eine chinesische Tuschezeichnung sieht die Landschaft aus. Da ertönt Alarm. Die Nashornmutter versucht, einen neuen Angriff zu starten. Sie kommt wieder von derselben Seite. Der Schütze springt auf seinen Hügel, die Mahouts schreien durcheinander und treiben ihre Elefanten der aufgeregten Mutter entgegen. Die Arbeiter hören auf zu graben und lauschen ängstlich in das Grasdickicht hinein. Aber auch dieser Angriff wird abgeschlagen.

Inzwischen konnte das Geschlecht des gefangenen Nashornkalbes festgestellt werden. Es ist ein Männchen. Doch seine Freiheit erhält es nicht wieder, denn aus Shillong ist die Anweisung gekommen, auch ein Männchen zu nehmen. Die Arbeiten an der Rampe sind beendet. Ein Elefant ist ausgeschickt worden, den Käfigwagen zu holen. Die Nacht bricht nach kurzer Dämmerung herein. Die Elefanten kommen näher an die Grube heran und schließen ihren Kreis dichter, denn jetzt kann uns nur noch ihre Anwesenheit vor der aufgeregten Nashornmutter schützen. Die Dunkelheit verhindert es, daß wir ihre Angriffe zeitig genug bemerken. Mit Taschenlampen leuchten die Mahouts den Grasdschungel ab, wenn sie ein verdächtiges Geräusch hören. Es ist ein unbeschreiblicher Anblick, die lebende Mauer der Elefanten, vom Licht einer Benzinlampe beleuchtet, dicht um uns herum stehen zu sehen. Die Tiere haben den ganzen Tag Wache gestanden und sind nicht zur Nahrungssuche in den Busch getrieben worden. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sie großen Hunger haben und sogar das Grasbündel wegziehen, auf dem wir sitzen.

In der Finsternis des Dschungels taucht ein Licht auf. Der Elefant mit dem Käfigwagen kommt. Klappernd und klirrend rattert das schwere, nur aus dicken Eisenstäben bestehende Gefährt, durch die Graswildnis. Assamesen haben mit ihren Buschmessern eine Straße freigeschlagen. Der Wagen wird vom Elefanten die Rampe hinabgestoßen. Zwei Assamesen lassen eine Schlinge in die Grube hinab. Als das Nashorn auf-

geregt schnaubend mit dem Horn das Seil hochschleudern will, wird ihm die Schlinge über den Kopf geworfen. Sofort ziehen einige kräftige Männer das erschöpfte, sich aber trotzdem noch wehrende Tier zurück und binden das Seil an einem Pfahl fest, der am Rand der Grube in den Boden geschlagen wurde. Jetzt kann die Trennwand zwischen Käfig und Grube abgetragen werden. Als die Wand nur noch aus einer dünnen Erdschicht besteht, wird sie von oben mit langen Bambusstangen umgestoßen. Aber das Nashorn nimmt keinen Anteil an dem Geschehen. Von Schlamm und Erde bedeckt liegt es schwer atmend in seiner Grube. Um es munter zu machen, wird ihm ein Eimer Wasser über den Kopf gegossen. Das Nashorn springt auf, macht einige Schritte auf den Käfig zu und legt sich wieder im Schlamm nieder. Nun wird es mit Bambusstangen angetrieben, und als es sich dem Käfigeingang nähert, wird es mit den Seilen, die inzwischen durch den Käfig hindurchgeführt wurden, angezogen. Schon stehen seine Vorderbeine auf dem mit klitschigem Schlamm bedeckten Holzboden des Käfigs, da gleitet es aus und rutscht in die Grube zurück. Doch der dritte Versuch gelingt. Mit Geschrei und einigen Schlägen auf das Hintervierte wird das Nashorn wieder hochgetrieben. Es erreicht den Eingang zum Käfig, wird in das Innere gezogen und schon schließen sich hinter ihm die Eisentüren, die das Tier ganz in den Käfig schieben.

Wieder muß der starke Elefantenbulle, der den Käfig herbeigeschleppt hat, die Hauptarbeit verrichten und den Käfig mit dem Nashorn bis zum Kral ziehen. Wir besteigen einen Reitelefanten und begleiten ihn. Der Elefant ist müde, denn er hat schon gestern den Transport eines Nashorns durchgeführt. Aller fünfhundert Meter bleibt er stehen und muß neue Kräfte sammeln. Auch Elefanten dürfen nicht überfordert werden. Der Mahout, der auf dem Hals des großen Elefanten sitzt, treibt ihn nach kurzer Ruhepause wieder an. Aber die Strecken, die der Elefant zurücklegen kann, werden immer kürzer. Schließlich bleibt er jeweils nach hundert Metern stehen, um sich zu verschnaufen. Er hat das Maul weit aufgerissen und pumpt Luft in seine Lungen. Mit dem Rüssel saugt er Speichel aus dem Maul und spritzt ihn gegen die Brust. In der Finsternis blitzen viele tausend kleine Lichter auf. Käfer, unserem Glühwürmchen verwandt, lassen ihre Laternchen leuchten. Im Gegensatz zu unseren Glühwürmchen blinkt das Licht im Flug aber nur eine Sekunde auf. Auch wenn sie am Boden sitzen, leuchten sie nie längere Zeit. Als wir Kaziranga erreichen, kommen die Assamesen aus ihren Hütten, um das Nashorn zu bestaunen. Mit Trommelschlag und Gesang begleiten sie den Transport bis zum Kral.

Wir reiten zum Bungalow, steigen vom anstrengenden Ritt erschöpft von unserem Elefanten, kriechen müde unter unsere Moskitonetze und versinken in einen tiefen Schlaf.

Markttag in Kokora

Heute ist in einem Dorf, etwa zwei Stunden von Kaziranga entfernt, Markttag. Auch die Mikier kommen aus ihren Wäldern zum Markt, um kleine Einkäufe zu tätigen, handwerkliche Arbeiten zu verkaufen und gesammelte Früchte des Dschungels anzubieten. Wir wollen diese günstige Gelegenheit benutzen, um mit den Mikier Bekanntschaft zu machen und das bunte Treiben des Marktes zu fotografieren. Die Regenumhänge

werden eingepackt, die Kameras geladen und gegen 7.30 Uhr machen wir uns auf den Weg. Noch ist der Himmel mit Wolken verhangen, aber als wir das Dorf erreichen, in dem der Markt stattfindet, reißt die Wolkendecke auf und die Sonne strahlt herab. Wir hatten mit einem solchen Wetterumschlag nicht gerechnet und sind viel zu warm gekleidet, denn die Regentage sind kühl.

Wir setzen uns am Rande des Marktplatzes nieder, um die Menschen mit unserer Anwesenheit vertraut zu machen. Bald finden sich Kinder ein, die um uns herumstehen und uns bestaunen. Auch Erwachsene gesellen sich zu ihnen. Wir werden zur Attraktion des Marktes, denn wir sind die einzigen Europäer, die in diesem Gebiet leben. In der Hoffnung, daß die Neugier der Assamesen bald befriedigt sein wird, zünden wir uns eine Zigarette an und warten. Langsam lichtet sich der Kreis, und als plötzlich orientalische Musik erklingt, rennen auch die letzten Kinder davon, um sich die andere Sensation zu besehen. Wir machen unsere Kameras schußbereit und spazieren an den Auslagen vorbei. Wer etwas zu verkaufen hat, legt es auf Papier, Bastmatten oder Bananenblättern vor sich auf den Boden, hockt sich dahinter und wartet still auf die Käufer. Im Gegensatz zu den Basaren des nahen Orients geht hier der Handel ruhig vor sich. Es wird gehandelt und gefeilscht, aber nicht mit der Leidenschaft, die wir auf den Märkten Ägyptens oder Ostafrikas sahen. Niemand schreit seine Waren aus und angeboten wird nur, wenn sich ein Kunde ernstlich für eine Ware interessiert. Am Rande des Marktes, der auf einer großen Wiese stattfindet, haben die Mikiers Früchte und Besen ausgebreitet. Die Frauen sind klein, kaum über 1,55 m groß, die Männer etwas größer und sehr muskulös. Von dem Haaransatz, über die ganze Stirn hinweg bis zur Nasenspitze tragen die Frauen einen blauen Strich. Ihre Ohrläppchen sind durchbohrt und in den Löchern hängt schwerer Schmuck, der die Ohrläppchen weit dehnt. Sie tragen ein Tuch als Rock um die Hüfte geschlungen, ein zweites Tuch hängt über ihren Schultern, während die Männer nur ein ärmelloses Hemd und einen schmalen Lendenschutz tragen, dessen Schärpe vorn zwischen den Beinen bis zu den Knien herabhängt. Unter den rechten Arm haben sie ein Buschmesser geklemmt, dessen Klinge wie ein Haken gebogen ist. Ihre oberen Schneidezähne sind dunkelrot oder schwarz gefärbt und wenn sie lachen, glaubt man, daß ihnen diese Zähne fehlen. Von auffallend heller Hautfarbe sind die Neugeborenen, die sie in ein Tuch geschlungen und auf den Rücken gebunden haben.

Noch zögern wir, die Mikiers zu fotografieren, denn wir möchten nicht, daß sie mit Geschrei fliehen und wir ein Aufsehen erregen. Vorsichtig wage ich mit einem Teleobjektiv einige Schnappschüsse. Interessiert beobachten mich die Inder, aber niemand flieht und niemand bestürmt uns, um ein Trinkgeld zu erbetteln. Es macht sich angenehm bemerkbar, daß selten Europäer in diese abgelegenen Gebiete kommen. Durch das ruhige und freundliche Verhalten der Menschen werden wir ermutigt, weitere Aufnahmen zu machen. Bald schon wird unser Lächeln erwidert und wenn wir Kinder „aufs Korn nehmen", habe ich den Eindruck, daß die Mütter sogar stolz sind. Nur die Mikier versuchen noch vor dem Objektiv zu entweichen, aber bald sind sie so mit ihren Einkäufen beschäftigt, daß sie uns nicht mehr beachten. Im Schweiße unseres Angesichts, denn die Sonne brennt sengend herab, schießen wir einen Film nach dem anderen ab.

Alle Waren, die das Herz eines Assamesen erfreuen können, werden feilgeboten. Süßkartoffeln, Tomaten, zahlreiche uns nicht bekannte Früchte,

Gewürze aller Art, vom Curry bis zur Pfefferschote, Bonbons, bunte Tücher, Hemden und Hosen, billiger Schmuck, kleine schmale Armreifen, wie sie gern von den Kindern und Frauen an den Hand- und Fußgelenken getragen werden, schwerer Metallschmuck, wie ihn die Mikier lieben, Buschmesserklingen, geschmackvoll geformte Töpfe aus Ton und Messing sind zu Türmen übereinander gestapelt. Auch Trommeln werden angeboten. Der Käufer prüft den Klang dieser Instrumente und wählt lange, ehe er sich für eine Trommel entscheidet. Backwaren in allen Farben und Formen, auf sauberen Deckchen oder Holzplatten dargeboten, locken zum Kauf. Auch das Glücksspiel fehlt nicht. In ein Brett sind zahlreiche Nägel geschlagen. Eine Kugel muß zwischen den Nägeln hindurchrollen und wo sie hängen bleiben kann, ist ein Bonbon oder auch ein Geldschein als Gewinn befestigt. Am Straßenrand hat ein Friseur sein Geschäft eröffnet. Sein Handwerkszeug besteht nur aus einer Schere und einem Rasiermesser. Der Kunde muß sich vor ihm auf den Boden hocken. In gleicher Haltung übt der Friseur sein Gewerbe aus. Er hat sich über Mangel an Kundschaft nicht zu beklagen. Inder lassen sich rasieren oder die Haare schneiden, und wenn ich mir das Ergebnis betrachte, so bin ich mit seiner Kunst recht zufrieden. Auch ein Restaurant ist auf dem Markt. Tee wird ausgeschenkt und Speisen werden zubereitet, die in viel Fett braten. Die Gäste sitzen hier sogar an einem roh zusammengezimmerten Tisch auf Holzbänken. Über dem ganzen bunten, geschäftigen Treiben liegt ein Duftgemisch, das sich aus Rauch, Gewürzen und dem Mist der Kühe zusammensetzt, die mitunter auch zwischen den Auslagen spazierengehen und versuchen, von dem Gemüse zu naschen, das ihnen so dicht vor der Nase liegt.

Ein Mikiermädchen, die im Vergleich zu den anderen Frauen ihres Stammes auffällig bunt gekleidet ist und besonders großen Ohrschmuck trägt, begleitet uns auf unseren Gängen durch den Markt. Offensichtlich ist es ihr angenehm, unsere Aufmerksamkeit zu erregen und fotografiert zu werden, denn wenn sie sich auch ziert und verschämt in ihre Hand lacht, so stellt sie sich doch gern vor dem Objektiv auf. Ihre Eitelkeit wird von ihren Geschlechtsgenossinnen nicht gebilligt, wie wir den Blicken und dem Ton der Zurufe entnehmen können, die ihr zugeworfen werden.

Mitten zwischen Zwiebeln, Knoblauch, Betelnüssen und Süßkartoffeln sitzt ein kleines, ausgesprochen schönes Mädchen. Sie mag höchstens 9 Jahre alt sein, verkauft aber wie eine Erwachsene ihre Waren, wiegt ab, wechselt Geld und wickelt das Verkaufte in Bananenblätter. Die Waage besteht aus einem frei pendelnden Stab, an dessen Enden die Schalen hängen. Sie wird in der Hand gehalten und als Gewichte dienen Metallstücke. Immer wieder fotografiere ich das Mädchen mit den schwarzen, zottig herabhängenden Haaren, den großen, braunen Augen, der wohlgeformten Nase und dem stets freundlich lächelndem Mund. Als wir den Markt verlassen, drücken wir ihr eine Münze in die Hand, weil sie zwar ungewollt, aber sehr bereitwillig ein gutes Fotomodell war.

Der Fischverkäufer ist von zahlreichen Kindern umlagert. Er hat seine großen Fische ausgenommen und in Portionen zerlegt. Dicht neben ihm hockt der Geflügelverkäufer, der in kunstvoll geflochtenen Körben lebende Zwerghühner anbietet.

Wir bieten den Leuten, die zum Markt gekommen sind, noch eine besondere Sensation, das Auswechseln eines Filmes. Dicht gedrängt stehen sie im Kreis um uns herum und schauen neugierig zu, wie wir dem Bauch der EXAKTA Varex einen Film entnehmen und einen neuen wieder hineinlegen. Dann verabschieden wir uns von ihnen, indem wir

ganz nach Art der Hindis die aneinandergelegten Hände vor die Stirn halten und uns verneigen. Freundlich lächeln einige, viele danken in gleicher Weise. Die Sonne steht im Zenith, als wir den zweistündigen Marsch zurück zum Bungalow antreten. Weil ich keinen Hut mitgenommen habe, lege ich mir ein Taschentuch als Sonnenschutz auf den Kopf. Hier brauche ich keine Sorge zu haben, daß jemand über diese seltsame Kopfbedeckung lacht. Jeder kleidet sich nach seinem Belieben. Mit roten, von der Sonne verbrannten Gesichtern, durstig, staubig und in Schweiß gebadet, aber glücklich über unsere Fotoausbeute, erreichen wir wieder unseren Bungalow.

Begegnung mit Panzernashörnern

Wir wollen das herrliche Wetter ausnützen und nachmittags in den Sumpf der Nashörner reiten. Nach einer kurzen Ruhepause besteigen wir unseren Elefanten. Es ist der Bulle, der vor wenigen Tagen mit dem Käfigwagen durchging und uns als unzuverlässig geschildert wurde. Aber in seinem Genick sitzt ein alter, erfahrener Mahout. Wieder schaukeln wir auf dem Rücken des Dickhäuters durch Felder, Flüsse und Tümpel zum Grasdschungel. Hohes Elefantengras nimmt uns auf. Als wir auf eine Lichtung treten, stehen vier Nashörner vor uns: ein Bulle und etwa zweihundert Meter davon entfernt eine ganze Familie. Der Bulle hat unsere Witterung erhalten. Er zieht die Oberlippe hoch und schnauft stoßweise durch das Maul. Dann kommt er auf den Elefanten zu. Zwanzig Meter vor ihm bleibt er stehen. Die weißen Kuhreiher, die auf seinem Rücken saßen, sind, als er schnaufte, aufgeflogen und landen jetzt wieder dicht neben ihm. Offensichtlich stimmt die in jedem Buch niedergeschriebene Beobachtung, daß die Kuhreiher die Nashörner vor Feinden warnen, nicht. Dieser Verdacht bestätigt sich, als wir uns den anderen Nashörnern — wir sahen im Laufe dieses Nachmittages zwölf dieser Dickhäuter — nähern. Die Panzernashörner werden von vier verschiedenen Vogelarten begleitet: vom Purpurreiher, vom Fischreiher, von einem schwarzen Drongo und vom Kuhreiher. Während Purpurreiher, Grauer Reiher und Drongos bei einer Annäherung unseres Elefanten auf sechzig Meter mit Warnlauten auffliegen, bleiben die Kuhreiher sitzen, bis wir auf fünfzehn Meter herangekommen sind. Wenn also, wie das häufig der Fall ist, nur Kuhreiher beim Nashorn sind, wird das große Tier nicht gewarnt. Erst das Scheuen des Nashorns veranlaßt die Kuhreiher, aufzufliegen. Es ist unvorstellbar, wie schlecht die Nashörner sehen. Wir nähern uns bei gutem Wind einer Mutter mit einem höchstens halbjährigen Kalb bis auf fünfundzwanzig Meter. Sie äst ohne aufzublicken. Witterung kann sie nicht erhalten und Geräusche verursacht der Elefant auf dem weichen, sumpfigen Boden auch nicht. Erst als unser Mahout hustet, offensichtlich, um der Nashornmutter unser Kommen mitzuteilen, wirft sie den Kopf hoch, schnauft mehrmals kurz hintereinander, aber sucht vergeblich nach uns, denn der Elefant steht still. Nur das Knacken des Kameraverschlusses beunruhigt sie. Als aber auch dieses Geräusch verstummt, äst sie ruhig weiter. Eine zweite Mutter mit Kalb, der wir uns bis auf dreißig Meter genähert haben, hört am Brechen dürrer Grasstengel, daß wir in der Nähe sind. Sie wird unruhig und flieht, aber in der falschen Richtung, nämlich auf uns zu. Wir müssen

sie anrufen, damit sie nicht zu spät den Elefanten bemerkt, der schon die Ohren nach vorn gelegt hat und abgehen möchte. Wahrscheinlich haben die Nashörner auch eine bestimmte Marschordnung, denn wir begegnen vier Müttern mit Kälbern und immer laufen die Kälber vor ihrer Mutter her, gleich, ob sie ungestört den Wechsel entlangziehen oder auf der Flucht davontraben.

Anscheinend verspeisen die Panzernashörner mit Vorliebe die jungen saftigen, grünen Grastriebe, die aus dem feuchten Boden hervorsprießen. Dabei versinken sie mitunter bis zum Bauch im Sumpf. Wasser spritzt auf, wenn sie, durch uns bei der Mahlzeit gestört, hochfahren und die Flucht ergreifen. Sie kommen dabei nur langsam voran, denn immer wieder bleiben sie in Wasserlöchern stecken. Mit Mühe stampfen die schweren Kolosse durch den Morast. Ich kann mir keine leichtere Jagd vorstellen, als den Abschuß von Panzernashörnern. Diese hilflosen, mit schlechten Augen ausgestatteten Tiere, können ohne Gefahr abgeknallt werden. Wer sich rühmt, Panzernashörner erlegt zu haben, ist kein Jäger, sondern ein gewissenloser Schlächter.

Dieser Ritt über die große Sumpfwiese gibt mir die Zuversicht, daß es in den kommenden Wochen möglich sein wird, die wichtigsten Feststellungen über das Verhalten der indischen Panzernashörner — die im Gegensatz zu ihren afrikanischen Verwandten nur ein Horn tragen — in freier Wildbahn zu machen. In den nächsten Tagen werden wir noch die anderen Teile des Grasdschungels absuchen und uns schließlich für ein Territorium entscheiden, in dem wir unsere Beobachtungen über den Tagesablauf dieser gewaltigen Tiere am günstigsten machen können. Das Fotoergebnis des dreistündigen Rittes aber sind 140 Aufnahmen von Panzernashörnern. Wir sind mit dem Ablauf dieses Tages sehr zufrieden.

Pünktlich 5 Uhr morgens steht unser Reitelefant vor dem Bungalow. Heute wollen wir ein anderes Gebiet des riesigen Sumpflandes nach Nashörnern absuchen. Aber unser Morgenritt gestaltet sich zu einer Art Ostereiersuchen, denn obwohl wir drei Stunden kreuz und quer durch Grasdschungel reiten, sehen wir nur drei Nashörner und diese auch nur auf der Flucht. Wir beschließen, zu der Wiese zurückzukehren, auf der wir gestern die Nashörner trafen. In der Nähe dieser Lichtung finden wir viele Kotablageplätze, und zahlreiche Wechsel laufen auf den Weideplatz der Nashörner zu. Oft hören wir es im Grasdickicht schnauben und trampeln, aber da wir nur einen Meter weit sehen können und rings um uns eine hohe Grasmauer steht, mitunter über fünf Meter hoch, ist von den Tieren nichts zu sehen. Ich überlege mir, was wohl geschieht, wenn wir mitten in dem unübersichtlichen Dschungel einem Nashorn begegnen. Unser Elefant geht auf den Wechseln der Dickhäuter durch den Graswald und es ist leicht möglich, daß ein Nashorn denselben Wechsel nur in anderer Marschrichtung benutzt. Wie würde wohl dieser Zusammenstoß enden? Wenn unser Elefant, der bekanntlich sehr schreckhaft sein soll, uns abwirft, können wir nur versuchen, wie durch einen Tunnel laufend dem Wechsel zu folgen, in der Hoffnung, daß er uns auf eine Lichtung führt. Wer in den Grasdschungel fällt, taucht in ihm unter wie in einem Meer.

Der Förster hat uns vor den wilden Wasserbüffeln gewarnt. Einzelgänger seien nicht scheu, oft sogar sehr angriffslustig. Ein alter Bulle habe sogar einen Elefanten attackiert und ihm die Hörner in den Bauch gerannt. Vor wenigen Wochen sei ein Mann, der zu Fuß in das Gebiet der Büffel ging, um zu fischen, von einem Wasserbüffel umgebracht worden.

Als wir unsere Nashornwiese erreichen, sehen wir am Rande dieser Lichtung, von einigen Elefantengrasbüscheln halb verdeckt, vier Nashörner. Die weißen Kuhreiher, die auf den Rücken der Dickhäuter reiten, verraten den Standort der Panzernashörner, denn sie leuchten über weite Entfernungen sichtbar aus dem saftig grünen Gras. Wir nehmen uns zuerst einen jungen Bullen aufs Korn. Er steht in einem abgebrannten Stück des Grasdschungels. Wie die Stacheln des Stachelschweines spießen einzelne, besonders kräftige Halme aus der schwarzen Erde empor und sind auch wie beim Stachelschwein gebändert. Das Feuer hat die Blätter abgesengt und dort, wo ursprünglich ein Blatt saß, ist jetzt eine schwarze, verbrannte Stelle am gelben Halm. Bei jedem Schritt knallen die trockenen Halme unter den breiten Sohlen des Elefanten wie Luftgewehrschüsse. Obwohl wir uns sehr geräuschvoll nähern, kann der Nashornbulle die Richtung, aus der wir kommen, vorerst nicht ausmachen. Er dreht sich mit steil nach oben gestreckter Nase um sich selbst und saugt Luft ein. Aber Witterung kann er von uns nicht bekommen, denn der Wind weht vom Nashorn zu uns herüber. Ursula, die hinter mir sitzt, reicht mir die Kamera nach vorn. Als wir uns dem Tier auf 25 Meter genähert haben, tippe ich dem Mahout auf die Schulter. Das ist das vereinbarte Zeichen, den Elefanten anzuhalten. Der Elefant steht und schlägt mit den Ohren, daß die Grashalme krachen. Immer noch sucht uns das Nashorn. Ich schieße einige Aufnahmen ab und gebe durch ein weiteres Tippen auf die Schulter unseres Mahouts das Zeichen, näher an den Bullen heranzureiten. Bis auf zwölf Meter rücken wir dem Nashorn auf den Leib. Wahrscheinlich nur verschwommen erblickt es uns jetzt, prustet mehrmals kurz durch das Maul und geht stoßweise grunzend auf einem Wechsel ab. Der Bulle läuft über einen Kotablageplatz hinweg, bleibt dort einen Augenblick stehen und löst sich. Offensichtlich darf dieses wichtige Geschäft auch auf der Flucht nicht versäumt werden. Wir folgen ihm und sind bald wieder nahe an ihn heran. Kuhreiher, die das Nashorn entdeckt haben, fliegen auf und landen auf seinem Rücken. Weiße Kleckse auf der Haut des Nashorns zeigen an, daß seit dem letzten Schlammbad schon mehrfach Kuhreiher auf seinem Rücken saßen. Wieder streckt das Nashorn den Kopf schräg nach oben und versucht, Witterung zu bekommen. Als unser Elefant einen Grasbüschel herausreißt und gegen seine Beine schlägt, um die Erde zu entfernen, geht der Nashornbulle wieder ab. Er trabt durch einen Tümpel. Hoch spritzt das Wasser auf. Die Kuhreiher begleiten ihn fliegend, um sich sofort wieder auf ihm niederzulassen, wenn er stehen bleibt. Über eine halbe Stunde lang treiben wir dieses Spiel mit dem Nashorn. Nicht ein einziges Mal greift es an. Oft schnauft und grunzt es drohend, aber immer flieht es, wenn wir ihm zu nahe kommen. Es könnte uns in eine sehr unangenehme Situation bringen, wenn es einen ernsten Angriff starten würde. Ich bin überzeugt, daß der Elefant Hals über Kopf fliehen würde, und wir auch Hals über Kopf von seinem Rücken flögen, denn wir können uns nicht festhalten, weil wir mit den Kameras hantieren. Schließlich lassen wir dem Nashorn die wohlverdiente Ruhe und wenden uns seinen anderen Artgenossen zu, die sich in ähnlicher Weise benehmen. Am Horizont ziehen Regenwolken auf. Wir sind nun fünf Stunden im Grasdschungel und es ist Zeit zurückzukehren. Auch haben wir die Entscheidung über unser zukünftiges Beobachtungsgebiet getroffen. Wir wollen uns in den nächsten Tagen diese Wiese vornehmen, denn hier scheint der Treffpunkt vieler Nashörner zu sein. Auch ist sie schnell von unserem Bungalow aus zu erreichen. Wir haben keinen langen Anmarschweg. Hin und wieder werden wir auch Ausflüge in an-

dere Gebiete des Sumpflandes machen und nach Büffeln und wilden Elefanten Ausschau halten. Auch der Tiger wechselt wahrscheinlich, von den Wäldern der Mikierberge kommend, in den Grasdschungel hinein.

Vor wenigen Wochen, so berichtet uns der stellvertretende Förster, spazierte ein schwarzer Panther durch seinen Bungalow. Er lief an den spielenden Kindern vorbei durch die Stube und flüchtete erschreckt zur Hintertür hinaus, als die Hausfrau, durch das Geschrei der Kinder herbeigerufen, ins Zimmer trat. Drei Tage später schlug er ein Kalb im Stall des Bungalows. Mit dem Besuch wilder Tiere kann man in Assams Dschungeln immer rechnen.

Bei den Mikiers zu Gast

Unsere Untermieter im Bungalow sind nur kleine Geckos, die abends aus den Ritzen der Wände kommen und Jagd auf Insekten machen. Dabei stoßen sie an Vogelstimmen erinnernde Schnalzlaute aus, deren Lautstärke nicht vermuten läßt, daß sie von diesen kleinen Echsen, die eine Länge von 10 bis 15 Zentimetern erreichen, hervorgebracht werden. Wahrscheinlich werden ihnen vorwiegend die winzigen Springspinnen zur Beute, die in großer Zahl vorhanden sind. Auch größere Spinnen kommen vor. Neulich saß ein Spinne, die fast Handtellergröße hatte, auf Ursulas Rücken. Entsetzt warf sie Ursula in großem Bogen von sich. Moskitos sind selten, trotzdem das sumpfige Land und die vielen Tümpel ideale Brutstätten für Mücken wären. Wir sind sehr froh darüber, denn sonst würde jeder Ritt in den Grasdschungel zu einer Qual.

Nur die Feuchtigkeit der Luft ist sehr unangenehm. Jeden Morgen schlüpfen wir in die nassen, kalten Anzüge, die am Körper trocknen, vorausgesetzt, daß es nicht regnet. Aber Regen ist häufiger als Sonnenschein. Kaum ein Tag beginnt mit klarem Himmel, und nur einmal hatten wir für kurze Zeit die Gelegenheit, die schneebedeckten Gipfel des Himalaja am Horizont zu sehen. Offensichtlich ist dieses Wetter für Assam normal, denn unser Fragen nach den Wetteraussichten wird verständnislos entgegengenommen. Abends kriechen wir in die feuchten Betten und schlafen mit dem zur Sehnsucht gewordenen Wunsch ein, der nächste Tag möchte uns Sonnenschein bringen. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß die Assamesen immer einen Schirm bei sich tragen. Der Griff des Schirmes wird, um diesen unentbehrlichen Regenschutz leichter transportieren zu können, in den Halskragen eingehakt, so daß der Schirm auf dem Rücken herabhängt. Wir sehnen uns nach der Sonne Kalkuttas.

Auch der Ostermontag beginnt mit trübem, regnerischen Wetter. Fern grollt der Donner und niedrig, die Gipfel der Mikierberge streifend, treiben Wolken über uns dahin. Werden unsere Kameras und Filme diese ununterbrochene Feuchtigkeit vertragen? Das ist meine größte Sorge.

Die Auskünfte, die wir über die Ereignisse im Gebiet der Nagas erhalten haben, geben uns kaum Hoffnung, daß wir eine Genehmigung zur Einreise in diese Grenzregion Assams erhalten. Grund der Unruhen ist die ungerechtfertigte Forderung der Nagas auf einen selbständigen Staat. Dieser Wunsch wird in starkem Maße von jenen Mächten beeinflußt, die Interesse an einer Schwächung Indiens haben. Es ist nicht schwierig, die

Unruhen zu schüren, da die Nagaberge an Burma grenzen. In diesem Zusammenhang ist es auch interessant, daß der Anführer der Nagas nach Amerika geflohen sein soll. Wie uns englische Teeplantagenbesitzer und der indische Distriktsforstmeister mitteilten, sei es zur Zeit auch Indern verboten, in das Gebiet der Nagas zu gehen und es wäre keine Aussicht, daß wir eine Genehmigung erhalten. Sogar die kleine Stadt Kohima am Fuße der Nagaberge soll gesperrt sein. Noch geben wir unsere Hoffnung nicht auf, es wäre aber unklug, die Reise erzwingen zu wollen.

Wir statten heute vormittag den Mikiers einen Besuch ab. In einem Tal der Berge, die sich hinter unserem Bungalow erheben, haben sie ihr Dorf. Als wir uns den ersten Hütten dieses scheuen Bergvolkes nähern, fliehen die Frauen in die Häuser und schließen die Türen. Vor einer der Hütten steht ein Webstuhl. In mühevoller Handarbeit werden die Tücher, die sich die Frauen der Mikiers um ihre Hüften schlingen und um die Schultern legen, selbst gewebt. Geschmackvolle Ornamente säumen die Kleidungsstücke. Wir müssen auf drei schwankenden Stämmen einen Bach überqueren, um zu den anderen Hütten zu gelangen. Wieder flüchten die Frauen, nur die Kinder staunen uns mit großen, braunen Augen an. Obwohl in den Bergen der Mikier nie Schnee fällt, rodeln die Kinder trotzdem. Sie rodeln die klitschigen, vom Regen glattgespülten Hänge auf einem halbierten Bambusstamm, der ihnen als Schlitten dient, hinunter. Dieses Spiel wird mit viel Lärm getrieben und löst helles Kinderlachen aus, wenn einer der Schlittenfahrer auf die Nase fällt. Die Bahn wird durch die Abwässer der Hütten, die den Hügel hinabfließen, immer glatt gehalten. Hühner, Ziegen, Zebus, Hunde und Schweine laufen in dem kleinen Dorf umher. Während die Ziegen den afrikanischen Zwergziegen ähnlich sind und die Hunde an Dingos erinnern, sind die Schweine auffallend klein, schwarz behaart, haben eine lange Wildschweinschnauze und das Gesäuge der Sauen hängt bis zum Boden herab.

Langsam, aber immer noch sehr zurückhaltend, kommen die ersten Frauen aus den Hütten heraus. Eine Mutter trägt einen Säugling auf dem Arm, der uns freundlich anlacht. Diese arglose Stellungnahme des Kindes zu unserem Besuch ermutigt auch die anderen Frauen, näher zu kommen. Fast alle haben ihre Ohrläppchen durchbohrt. Manche tragen in dem Ohrloch den schweren Metallschmuck, andere haben nur zusammengerollte Blätter hineingesteckt. Die Schlafräume befinden sich in einer anderen Hütte als die Eßräume, die aus einer überdachten, von drei Wänden umgebenen Plattform bestehen. Die Wände der Hütte sind aus Bambusstäben geflochten. Aus demselben Material bestehen auch Körbe und Schalen. Gedeckt sind die Hütten mit Gras.

Ich verteile Zigaretten an die Männer, um die Stimmung zu heben und beginne vorsichtig meine Kameras auszupacken. Sofort verschwinden die Frauen wieder in den Hütten und kleine Kinder beginnen beim Anblick des Teleobjektives zu schreien. Aber die Halbwüchsigen sind doch neugierig genug und lassen sich fotografieren. Wir sind es durch unsere Erfahrungen, die wir in Afrika mit den Masai machten, gewöhnt, zu warten. Zögernd kommen die Frauen wieder aus den Hütten und gehen an ihre Webstühle. Die Kinder setzen ihr Rodelspiel fort.

Die Bewohner des Dorfteiles, die wir besuchen, gehören alle zu einer Familie. Der Vater hat fünfzehn Kinder. Neben den festen Häusern gibt es auch kleinere Hütten, die offensichtlich nur Regenschutz bieten sollen und für längeren Aufenthalt nicht eingerichtet sind. Sie stehen auf Bambuspfählen. Auch Ställe für Schweine, Ziegen und Hühner sind vorhan-

den. Wir wollen die Gastfreundschaft der Mikier nicht über Gebühr in Anspruch nehmen und verabschieden uns mit dem festen Entschluß, sie bald wieder zu besuchen.

In den Teeplantagen wird geerntet. Teepflückerinnen stehen bis zu den Hüften zwischen den Pflanzen, haben an einem Stirnband befestigt ihre Körbe auf dem Rücken hängen und werfen die abgerissenen Blätter hinein. Auf ihren Köpfen haben sie Regenschirme festgebunden. Es werden die eben hervorsprießenden, noch nicht entfalteten Blätter gepflückt. Sie geben die beste Teesorte ab. Die schon entfalteten, aber auch noch jungen Blättchen geben die zweite Sorte und die Stiele die dritte und schlechteste Sorte.

Am frühen Nachmittag reiten wir wieder zur Nashornwiese und setzen unsere Beobachtungen fort. Schneller als wir vermutet haben, ziehen Wolken heran und bald zucken die ersten Blitze. Zu spät gebe ich dem Mahout das Zeichen zur Rückkehr. Ein heftiger Wind kommt auf. Das Gewitter erreicht uns, als wir über die Felder der Assamesen reiten. Es ist kein sehr angenehmes Gefühl, in einem Tropengewitter auf dem Rücken eines Elefanten über eine freie Fläche zu reiten, während ringsum die Blitze aufleuchten. Die ersten Tropfen fallen und wenige Minuten später, wir haben kaum unsere Regenhäute über die Schultern geworfen, gießt es in Strömen. Wir stellen ärgerlich fest, daß die Nähte unserer Regenumhänge nicht wasserdicht sind. Bald sind wir völlig durchnäßt. In den Schuhen steht das Wasser, die Tropenanzüge kleben am Körper und vom Hut rinnen kleine Bäche herab. Obwohl der Mahout mit Schlägen versucht, den Elefanten anzutreiben, kommen wir nicht schneller voran. Für Elefanten gibt es eben nur ein Marschtempo, es sei denn, daß er flieht. Dumpf knallt der Eisenhaken des Mahouts auf den Schädel des Tieres. Wenn auch Elefanten hart angefaßt werden müssen, damit sie Respekt vor dem Menschen behalten, so scheint mir doch, daß die Mahouts zu oft den Tieren ihre Macht spüren lassen. Die Köpfe der Riesen sind von den Spitzen der Eisenhaken zerstochen und mit kleinen eiternden Hautwunden übersät. Der Mahout erteilt mit Worten und durch Fußtritte hinter die Ohren dem Elefanten seine Befehle, die das Tier willig ausführt. Wenn es aber einen dieser Befehle mißversteht oder nicht sofort der Anweisung seines Herrn nachkommt, holt der Mahout mit dem Eisenhaken aus und schlägt mit aller Kraft auf den Kopf des Elefanten oder drückt ihm die Eisenspitze in die Kopfhaut. Ein tiefes, gurgelndes Brummen ist die Antwort auf den Schmerz. Abends, wenn die Elefanten im Fluß gewaschen werden, genügen allein Zurufe, um die Dickhäuter zu bewegen, sich niederzulegen, aufzustehen, auf die andere Seite zu drehen oder sich mit dem Rüssel abzuduschen. Die Säuberung des Elefanten wird vom Mahout mit einem Bündel Schilf gründlich besorgt. Wenn wir auf den Elefanten hinauf oder von ihm hinuntersteigen, muß sich das Tier legen und eine Leiter wird an seinen Rücken gelehnt. Der Mahout klettert über den geneigten Kopf des Elefanten zu seinem Sitz im Nacken des Dickhäuters. — Völlig eingeweicht erreichen wir den Bungalow und genießen, nachdem wir die nassen Kleider abgelegt haben, den heißen Tee, den der Koch uns serviert. Der brave Mann bereitet uns auch das Essen. Er hat offensichtlich gemerkt, daß wir gebratenes Huhn besonders gern verzehren, und so gibt es seit acht Tagen mittags und abends Huhn mit Kartoffeln. Nur das Gemüse wechselt zwischen Kraut und Erbsen. Wenn das so weitergeht, lebt nach unserer Abreise in Kaziranga kein Huhn mehr. Ein besonderer Genuß ist der Tee, der uns neben gefiltertem Wasser als Getränk gereicht wird.

Die Nashörner greifen an

Um ein Haar hätte der folgende Bericht nie geschrieben werden können oder wäre im Hospital zu Gauhati entstanden. Wir sind, wie jeden Tag, 14 Uhr zum Sumpf geritten. Als wir unsere Nashornwiese erreichen, stehen, wie immer, die Nashörner auf ihren Weideplätzen. Auch die Mutter mit dem Kalb ist wieder da. Eine besonders große Kuh äst etwa 200 m vor uns, umgeben von zahlreichen Kuhreihern. Wir reiten bis auf 30 m an sie heran. Der gestrige Regen hat die Wiese unter Wasser gesetzt. Tief sinkt unser Elefant in den Morast ein und kommt nur mit großer Mühe langsam vorwärts. Nachdem wir das Tier eine halbe Stunde lang beobachtet und einige Aufnahmen von ihm gemacht haben, wenden wir uns der Mutter mit dem Kalb zu. Das Quietschen der nassen, lehmigen Erde unter den Tritten des Elefanten läßt sie aufhorchen. Wir bleiben stehen und warten, bis sie den Kopf wieder zum Boden sinken läßt und weiter äst. Langsam, Schritt für Schritt, ohne unsere Anwesenheit zu bemerken, nähert sie sich mit ihrem Kalb unserem Elefanten. Schließlich trennen uns nur noch zehn Meter, wie ich an meinem Teleobjektiv ablesen kann. Der Leser möge, damit er das nun folgende Geschehen besser nachempfinden kann, in seiner Wohnung zehn Meter abmessen und sich vorstellen, daß in dieser Entfernung ein Nashorn von etwa 30 Zentner Gewicht steht. Mein Filmzähler zeigt auf Ende. Ich muß einen neuen Film einlegen. Als ich der Praktisix den belichteten Film entnehme und den neuen Film einlegen will, wirft die Nashornkuh den Kopf hoch. Ich beachte sie kaum, denn wir sind durch die Anständigkeit der anderen Nashörner verwöhnt. Aber ich hatte nicht bedacht, daß Nashornmütter mit Kälbern besonders leicht erregbar sind. Die Kuh bekommt Witterung von uns und greift, ohne einen Laut von sich zu geben, an. Der Mahout schreit, — aber sie schreckt nicht zurück. Schon ist sie bis auf vier Meter heran. Der Elefant trompetet und flieht, versinkt aber mit den Hinterbeinen in einem tiefen Schlammloch. Da ich im Damensitz auf dem Eefanten reite, um besser fotographieren zu können, verliere ich das Gleichgewicht und falle rückwärts. Im letzten Augenblick kann ich mich am Sattel festklammern, ziehe mich wieder hoch und sehe dicht hinter dem Elefanten das Nashorn, das auch im tiefen Schlamm versackt. Der Mahout schlägt mit dem Eisenhaken auf den Schädel des Elefanten. Das Tier brüllt vor Schmerz auf, kann aber seine Flucht nicht beschleunigen, weil es bei jedem Schritt wieder im Sumpf einsinkt. Noch ist das Nashorn dicht hinter uns. Ursula hält in einer Hand die Tasche mit unserer Ersatzkamera und den Objektiven, mit der anderen Hand hat sie den Sattel gepackt. Wasser spritzt auf. Das wütende Nashorn läßt von uns nicht ab. Wir werden hin- und hergeworfen. Ich drücke die noch geöffnete Kamera an meine Brust. Da bekommt der Elefant festeren Boden unter die Füße, während das Nashorn noch durch Morast stampfen muß. Der Abstand zwischen uns und der Nashornmutter wird größer. Wir haben gewonnen. Kreidebleich im Gesicht atmen wir auf. In Zukunft haben wir vor Nashörnern größeren Respekt. Es war leichtsinnig von uns, an eine Nashornmutter auf so geringe Entfernung heranzureiten. Als wir Stunden später vor dem Bungalow von unserem Elefanten steigen, klopfen wir ihm liebkosend auf den Rüssel. Wir haben ihm viel zu verdanken.

Die Bergvölker Assams stehen in dem Ruf, Geisterbeschwörer zu sein und geheime Kräfte zu besitzen, über die andere Menschen nicht ver-

fügen. In einem abendlichen Gespräch berichtet uns der Förster Kazirangas von einigen seltsamen Vorgängen, die — wie er immer wieder betont — unglaublich klingen, aber tatsächlich geschehen seien, und er habe sie mit eigenen Augen gesehen. Giftschlangenbisse werden von den Mikiers nur durch Beschwörungen geheilt. Obwohl ein Mann, der von einer Kobra gebissen worden war, drei Tage wie tot dalag, sei es dem Medizinmann gelungen, ihn nur durch seine Zauberei am Leben zu erhalten und zu heilen. Es sei auch geschehen, daß eines morgens ein Mann völlig zusammengezogen in einer Art Krampfzustand, unfähig sich aufzurichten und zu sprechen, in seiner Hütte aufgefunden wurde. Der Medizinmann stellte die Diagnose, daß ein Dämon in seinen Körper gefahren sei, aber er werde ihn heraustreiben. Er holte einen großen Gong und schlug, unentwegt Sprüche murmelnd, auf den Gong. Schon nach kurzer Zeit richtete sich der Kranke auf und war geheilt. Aber der Medizinmann erklärte den staunenden Zuschauern, daß der böse Geist noch in dem Kranken stecke, er sei nur unter seiner Gewalt und er könne ihn jederzeit wieder freigeben. Um dies allen zu beweisen, sagte er einige Sprüche auf und der eben Geheilte verfiel wieder in seinen alten Zustand. Erneut begann der Medizinmann den Gong zu schlagen und der Kranke war in wenigen Minuten wieder völlig normal. Mit der Versicherung, daß er den Dämon nunmehr unter seiner Gewalt behalten werde, verabschiedete sich der Medizinmann.

Es bleibt unbestritten, daß diese Bergvölker einen großen Erfahrungsschatz über die Heilwirkung verschiedener, unserer Medizin noch unbekannter Pflanzen des Dschungels besitzen. Auch mögen sie die Fähigkeit haben, Suggestion und Hypnose auszuüben. Wahrscheinlich kennen sie auch verschiedene Rauschgifte, die — wenn sie vom Körper aufgenommen werden — die Sinne für kurze Zeit verwirren. So stehen die Priester dieser Stämme in dem geheimnisvollen Ruf, überirdische Kräfte zu besitzen und nehmen dadurch eine Vorrangstellung ein.

Der Förster zeigt mir sein Amulett, das er an einer Schnur um den rechten Oberarm gebunden hat. Es ist sein Glücksbringer und er glaubt, daß auch in den Edelsteinen gewisse Kräfte wirken. Aber man braucht wohl nicht nach Indien zu gehen, um dem Aberglauben zu begegnen. Zahlreiche Parallelen finden wir zu unseren abergläubischen Vorstellungen, die von vielen belacht, aber trotzdem befolgt werden. Wenn in Indien eine Schlange von rechts nach links über den Weg kriecht, so bedeutet das Glück. Kriecht sie in entgegengesetzter Richtung, so verkündet das Unglück. Setzt sich ein Rabe auf das Dach des Hauses, dann verheißt das Glück; ein Geier jedoch am gleichen Platz bringt Tod in die Hütte.

Wir verlassen uns lieber auf unsere Medikamente, auf die Seren gegen Schlangenbiß und auf unseren gesunden Menschenverstand, als auf die Wundertätigkeit der Medizinmänner. An Krankheiten sind in Assam Grippe, Cholera und Amöbenruhr verbreitet. Malaria und Lepra sind selten. Es gibt eine Leprastation etwa 15 Kilometer von Kaziranga entfernt. Aber dort sind nur leichtere Fälle untergebracht. Lepra ist häufiger bei den Bergstämmen zu finden, als in den Dörfern und Städten der Inder. Auch Magenleiden sollen häufig sein, und man gibt den scharfen Gewürzen, die in der indischen Küche verwendet werden, die Schuld. Das Kauen der Betelnuß soll auf Magenschleimhautentzündungen eine Heilwirkung ausüben.

Beim Auswechseln unserer Filme hatten wir immer einen großen Kreis von Zuschauern um uns

Einmal in der Woche ist in Kaziranga Markttag. Die Händler breiten ihre Waren auf Bambusmatten am Boden aus

Scheu und zurückgezogen leben in den Urwäldern die Mikiers. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, gehen aber auch auf Jagd und sammeln die Wildfrüchte der Wälder

Mißtrauisch schaut das Mikiermädchen, das ihren Bruder auf der Hüfte trägt, in das Objektiv unserer Kamera

In farbenfreudige Gewänder gehüllt, mit silbernen Kronen auf den Köpfen und mit schweren, aus purem Gold bestehenden Ketten geschmückt, gehen die Khasimädchen zum Tanz

Die Schwestern und Freundinnen der Braut tragen brennende Fackeln und Schalen mit Früchten um den Bräutigam herum

Auf den Händen ihrer Brüder wird die Braut, die ihr Gesicht durch ein Bananenblatt verhüllt, zu ihrem Bräutigam getragen

Nachdem die Trauung, dem Brauch der Hindus entsprechend, vollzogen worden ist, reicht der Bräutigam seiner jungen Frau eine Frucht

Wilde Elefanten

Ein Tag vergeht wie der andere und auch das Wetter bleibt immer gleich. Wir sind gestern nachmittag, als wir zum Nashornsumpf ritten, wieder von einem Gewitter überrascht worden. Völlig durchnäßt und frierend erreichten wir bei Eintritt der Dunkelheit unseren Bungalow. In der vorangegangenen Nacht, es war gegen 0.30 Uhr, rief ein Tiger aus dem Dschungel. An der Lautstärke seines Maunzens konnte ich verfolgen, wie er sich schnell dem Bungalow näherte. Er ist dicht an unserem Haus vorübergezogen. Gestern abend stattete uns der schwarze Panther, wahrscheinlich derselbe, der vor wenigen Wochen durch die Wohnung des Forstgehilfen lief, einen Besuch ab. Gegen 20 Uhr kam er den Pfad, der zu den Mikiers in die Berge führt, herab und verhoffte am Gartentor vor unserem Bungalow. Dort traf ihn der Lichtkegel aus der Taschenlampe des Försters. Erschreckt sprang er in das Dickicht, das bis an unseren Bungalow heranreicht. Ich nehme an, daß der Tiger oder der schwarze Panther Beute gemacht hat, denn gestern kreisten mindestens dreißig Geier über dem Dschungel.

Als ich mich nach unserer feuchten Rückkehr aus dem Grasdschungel an den Tisch setzte, um zu schreiben, — der Tee war soeben serviert worden —, fiel ein Gecko von der Decke unseres Zimmers herab in meine Teetasse hinein. Der Förster versicherte mir, das verheiße viel Glück, noch mehr Glück jedoch würde ich haben, wenn der Gecko mir auf den Kopf gefallen wäre. Ich erwartete also einen besonders erfolgreichen Morgenritt, aber wir trafen neben unseren Nashörnern nur auf einen Wasserbüffel, einen Einzelgänger, der mit dem Kopf über das vom Feuer versengte Gras schaute und mir die Zeit ließ, einige Aufnahmen von ihm zu machen, bevor er abging.

Wahrscheinlich hat mir der Gecko, der in meine Teetasse fiel, doch Glück gebracht, denn unser heutiger Morgenritt war sehr erfolgreich. Wir hatten noch nicht den Nashornsumpf erreicht, als zwei Panzernashörner im schnellen Trab über die Straße liefen, die den Sumpf von den Reisfeldern trennt. Offensichtlich war es ein Liebespaar, denn sie rannten, völlig blind gegenüber ihrer Umgebung, dicht an uns vorüber weit in die Felder hinein, auf denen die Bauern pflügten. Grunzende Laute ausstoßend trieb der Bulle begierig das Weibchen, das ein hohes Schreien, der Stimme des Esels sehr ähnlich, hören ließ. Wahrscheinlich hatte sie für ihn nicht viel übrig, obwohl sie ihr Schwänzchen — wie wir es nie bei fliehenden Panzernashörnern sahen — kokett aufgerichtet trug. Der Bulle gab bald die Verfolgung auf, während die Kuh in den Feldern unseren Blicken entschwand. Wie müssen die Bauern erschrocken sein, als die Nashornkuh zwischen ihnen hindurchrannte!

Uns begleitete heute ein zweiter Elefant mit Mahout. Ich konnte mir vorerst nicht erklären, warum diese Sicherungsmaßnahme getroffen worden war, aber bald sollte ich es begreifen. Als wir den Damm überquerten, der von Straßenarbeitern durch den Sumpf gebaut wird, sahen wir in der aufgeschütteten Erde die frische Fährte wilder Elefanten. Und noch ein anderes Trittsiegel war zu erkennen, die Spur eines Tigers dicht neben den Fußabdrücken der Dammarbeiter. Er war ihnen heute morgen eine Strecke weit gefolgt, hatte sie vielleicht auch unbemerkt beobachtet und war dann im Grasdschungel verschwunden. Unser Mahout wollte heute eine besondere Überraschung bieten, er wollte uns die wilden Elefanten zeigen. Deshalb hatte er auch einen zweiten Reitelefanten mitge-

nommen, denn die zahmen Elefanten haben Angst vor ihren wilden Vettern und deshalb ist es besser, wenn sie zu zweit sind. Mir war geraten worden, wenn wilde Elefanten in der Nähe sind, ein Gewehr mitzunehmen, denn es soll häufig geschehen, daß alte Einzelgänger unvermittelt angreifen oder die zahmen Elefantenkühe zu decken versuchen, was begreiflicherweise den Reitern nicht gut bekommt. Viele Stunden ritten wir durch hohes Gras. Zwei Wasserbüffel tauchten vor uns auf, erhielten Witterung und gingen ab. Endlich erreichten wir den Dschungel am Brahmaputra. Der Mahout gab seinem Elefanten das Zeichen zum Stehenbleiben und lauschte in den dichten, mit Schlingpflanzen durchwobenen Wald. Kein Laut war zu hören. Plötzlich aber wurde die Stille durch einen kräftigen Trompetenstoß unterbrochen. Die Elefanten mußten in der Nähe sein. Ich gebe gern zu, daß es mir nicht sehr wünschenswert erschien, in dem Gewirr von Bäumen, Unterholz und Lianen auf eine Herde wilder Elefanten zu stoßen, denn bei dieser schlechten Sichtmöglichkeit wäre wohl die Überraschung auf beiden Seiten gewesen, und es ist nicht vorauszuberechnen, wie eine derartige Begegnung abläuft. Selbst bei einer gelungenen Flucht unserer Elefanten ist es fraglich, ob auch wir in den Genuß dieser Flucht kämen, denn die tief herabhängenden Zweige könnten uns einfach vom Rücken unseres Dickhäuters hinunterfegen und wir blieben dann, wie ein Christbaumschmuck, irgendwo in den Ästen hängen, nicht zu hoch, sondern gut erreichbar für die nachfolgenden wilden Elefanten. Deshalb atmete ich erleichtert auf, als wir eine große Lichtung erreichten. Das Gras war trocken und teilweise abgebrannt. Wir hatten gute Sicht. Wieder lauschten wir lange Zeit, bis zu unserer Orientierung erneut das Trompeten der wilden Elefanten erklang. Jetzt hatten wir die Richtung und, wenn sie nicht im Dschungel standen, mußten wir sie sehen. Wir mochten keine fünf Minuten geritten sein, als wir einen großen, dunklen Fleck bemerkten, der über das Gras ragte: ein Elefant! Wir näherten uns ihm schnell, immer auf den Wind achtend. Aber noch ehe wir ihn erreichten, tauchte vor uns eine Elefantenkuh mit Kalb auf und zog an uns vorüber. Ihr folgte ein junger Bulle mit weißen, aber noch schwachen Zähnen. Neben uns im hohen Gras hörten wir dumpfe, rollende Laute. Dort standen also auch Elefanten, und als wir die Böschung hinaufritten, auf der jener Elefant äste, den wir zuerst erblickt hatten, konnten wir den anderen Teil der Herde am Waldrand stehen sehen, darunter auch einen schweren Bullen mit großen Zähnen. Wir befanden uns also mitten in einer Herde wilder Elefanten, von denen wir einige sehen, andere nur hören konnten. Die Kuh mit dem Kalb und der junge Bulle waren inzwischen hinter uns im Gras verschwunden. Es gibt auch für einen Zoodirektor angenehmere Situationen, als von wilden Elefanten umgeben auf dem Rücken eines Reitelefanten zu sitzen, der von einem Mahout gelenkt wird, mit dem man sich nicht unterhalten kann, weil man seine Sprache nicht versteht. Auch unser Reitelefant schien sich nicht wohl zu fühlen, denn er wollte kehrt machen, wurde aber vom Mahout mit dem Eisenhaken daran gehindert. Dicht neben uns stand der andere Reitelefant. Der wilde Elefant vor uns war völlig arglos und drehte uns seine Rückseite zu. Dabei bemerkte ich, daß ihm die Hälfte des Schwanzes fehlte. Der Mahout, dem diese Ansicht nicht gefiel und der wahrscheinlich vermutete, daß ich lieber Elefanten von vorn als von hinten fotografiere, trieb sein Tier wieder an, das ihm nur zögernd gehorchte. Er ritt so nahe an den Elefanten heran, daß uns nur noch zwanzig Meter von ihm trennten. Wahrscheinlich glaubte der wilde Elefant, daß wir zu seiner Herde gehören, denn Wind konnte er nicht bekommen und seine

Augen sind genau so schlecht, wie die Augen der Nashörner. Er äste ruhig weiter und warf sich hin und wieder mit dem Rüssel Erde auf den Rücken. Ich hatte bis dahin mit dem 30-Zentimeter-Teleobjektiv fotografiert. Als ich jetzt durch den Sucher meiner Kamera schaute, füllte der Kopf des Elefanten das ganze Bild aus. Ich vertauschte mein Sonnar mit dem Triotar und fotografierte weiter. Ab und zu drehte ich mich nach dem jungen Bullen und der Kuh mit dem Kalb um. Aber auch die schienen unsere Anwesenheit nicht bemerkt zu haben. Nur der große Bulle am Waldrand hob den Rüssel und prüfte die Luft.

Mir kam, während ich immer wieder neue Einstellungen machte, ein Vergleich in den Sinn: Unsere Situation entsprach einem Verkehrsknotenpunkt, an dem zahlreiche Autos stehen und wir uns mit unserem Wagen mitten auf der Kreuzung befinden. Dabei könnte es geschehen, daß durch ein Versehen alle Fahrtrichtungen freigegeben werden. Die Wirkung wäre nicht auszudenken. Vielleicht wäre mir dieser dumme Vergleich nicht eingefallen, wenn ich nicht in Afrika hätte wiederholt vor Elefanten fliehen müssen. Ich halte Elefanten keinesfalls für bösartig, aber sie gehören auf Grund ihrer Körperkräfte zu jenen Tieren, die außer dem Menschen keine Feinde haben. Das gilt auch für die Nashörner. Deshalb können sie es sich auch leisten, schlechte Sinnesorgane zu besitzen. Wenn ihnen irgend etwas in ihrer Umgebung verdächtig vorkommt, betrachten sie es sich aus der Nähe. Sie gehen also jeder Sache auf den Grund. Bemerken sie dann im letzten Augenblick, daß der Gegenstand ihres Interesses ein Mensch ist, so glauben sie oft, daß es zur Flucht schon zu spät sei und greifen an. Dieses Mißtrauen ist auch sehr begründet, denn sie haben mit den Menschen wahrhaftig keine gute Erfahrung gemacht.

Über eine halbe Stunde standen wir von Elefanten dicht umgeben auf der Lichtung und fotografierten. Dann gab ich dem Mahout das Zeichen zum Rückzug und ohne die Tiere gestört zu haben, verschwanden wir wieder im Dschungel. Als wir drei Stunden später unseren Bungalow erreichten, schmeckte mir das Frühstück besonders gut.

Seit vier Tagen kommt der schwarze Panther jede Nacht. Die Mahouts haben in der letzten Nacht den Förster geweckt und gebeten, den Panther zu erlegen. Er kommt aus der Teeplantage, zieht an unserem Bungalow vorüber, wandert durch den kleinen Wald, in den die Reitelefanten zum Äsen geschickt werden und streift durch den Busch nahe an den Elefantenstallungen vorbei. Aber leider benutzt er nicht immer denselben Wechsel, so daß es für uns schwierig ist, ihn mit unserem Blitzlicht aufzulauern. Wir wollen es jedoch, wenn wir von Baguri zurückkommen, versuchen. Vielleicht haben wir Glück und sitzen am richtigen Platz.

Heute war der Sonnenuntergang besonders reizvoll, denn am Horizont brannte der Grasdschungel. Hoch loderten die Flammen und eine dunkle Rauchwolke stieg in den Abendhimmel hinein, der von der untergehenden Sonne und vom Feuer rot leuchtete.

Das Bild, das wir vom Leben der Panzernashörner gewonnen haben, rundet sich immer mehr ab. Es ähnelt in vielen Dingen den Beobachtungen, die wir über das Spitzmaulnashorn in Afrika machten. An kühlen Tagen schlafen die Panzernashörner im Elefantengras bis gegen sieben Uhr. Wenn die Sonne das Land erwärmt hat, wandern sie zur Suhle, nehmen ihr Schlammbad und schlafen ab zehn Uhr über die heiße Mittagszeit hinweg im Schatten des hohen Grases. Gegen 15.30 Uhr sind sie wieder auf ihrer Wiese beim Äsen anzutreffen. Dort hat jedes Nashorn seinen Weideplatz, den es auch gegenüber anderen Artgenossen verteidigt. Treffen sich beim Äsen zwei Nashörner, so blasen sie sich laut schnau-

fend an, machen kehrt und rennen zu ihrem Weideplatz zurück. Mit den wilden Wasserbüffeln vertragen sie sich gut. Oft liegen sie mit ihnen zusammen in einer Suhle. Die wilden Elefanten dagegen meiden die Nähe der Panzernashörner und gehen ihnen aus dem Wege.

Die Panzernashörner äsen oft bis nach Mitternacht, legen sich dann im Grasdschungel nieder und schlafen bis zum Morgengrauen. Ihre Losung geben sie an bestimmten Plätzen ab, die von verschiedenen Nashörnern aufgesucht werden. Diese Kothügel liegen dicht neben den Wechseln, die ich als Hauptstraßen bezeichnen möchte, weil sie von vielen Nashörnern begangen werden. Auf diesen Hauptstraßen begegnen sie sich friedlich. Auch in den Suhlen liegen sie nebeneinander, ohne miteinander zu streiten. Kurz vor den großen Weidewiesen jedoch zweigen von den Hauptstraßen Privatwege ab, die zu den ganz bestimmten Nashörnern gehörenden Weideplätzen führen. Auf diesen Privatwegen dulden sie, genauso wie auf ihren Weideplätzen, keinen fremden Artgenossen. Die Kothügel liegen besonders zahlreich in der Nähe der Verzweigungen der Hauptstraßen, also rings um die Weidewiesen herum. Mitunter schieben die Nashörner, wie Hunde mit den Hinterbeinen scharrend, ihre Losung an den Kothügel heran. An besonders heißen Tagen nehmen sie ein Bad in klarem Wasser. Dann liegen sie oft viele Stunden in den Teichen und lassen, wie die Nilpferde, nur Augen, Ohren und Nase über den Wasserspiegel schauen.

Wir haben in der kurzen Zeit schon Freundschaft mit den „gepanzerten" Riesen geschlossen. Es gäbe noch viele interessante Dinge von ihnen zu erzählen, aber ich möchte unsere Beobachtungen erst zum Abschluß bringen, ehe ich über ihr Leben in Assams Grasdschungeln ausführlich berichte.

Die ausgezeichnete Unterstützung, die wir von den indischen Forstbehörden erhalten, erleichtert uns die Arbeit sehr. Zu jeder Tages- und Nachtzeit stehen uns Reitelefanten zur Verfügung, und abends vergleichen wir unsere Beobachtungen mit den Erfahrungen, die der Förster von Kaziranga während seiner Tätigkeit in diesem Gebiet gewonnen hat.

Reitelefant gegen Panzernashorn

Unser Wunsch war es, angreifende Nashörner zu sehen, um ihr Verhalten und ihre Lautäußerungen in dieser Situation kennenzulernen. Der Wunsch wurde uns erfüllt. Wir sind mit Mohor, dem größten Elefantenbullen und dem einzigen, der auch vor angreifenden Nashörnern nicht flieht, ausgeritten. Als wir auf eine Wiese kamen, mitten im Grasdschungel, auf der ein Bulle stand, gab ich dem Mahout das Zeichen zum Angriff. Ruhig und ohne zu zögern geht Mohor auf das Nashorn zu. Aber auch der Nashornbulle ist nicht feig. Er kommt Schritt für Schritt näher. Noch trennen uns zehn Meter von dem Tier. Das Nashorn schnauft. Mohor bleibt stehen, und dann greift der Nashornbulle an. Aber Mohor steht wie eine Festung. Er könnte das Nashorn mit dem Rüssel erreichen. Mohor macht einen Schritt nach vorn, spreizt die Ohren, pustet durch den Rüssel und der Mahout brüllt. Das Nashorn stoppt, wirft sich herum und flieht. Lächelnd dreht sich der Mahout zu mir um. Aus seinem Gesicht spricht der Stolz, die Freude über den tapferen Elefanten. Wir suchen neue „Beute". Keine hundert Meter brauchen wir zu reiten, als wieder ein alter Nashornbulle vor uns steht. Wir erkennen ihn wieder, denn er hat

sein Horn verloren und seine Hautfalten am Hals hängen wie Lappen über die Brust hinweg. Ich tippe dem Mahout auf die Schulter. Erst will ich den alten Burschen fotografieren. Nachdem ich mehrere Aufnahmen gemacht habe, winke ich dem Mahout: Angreifen! Wieder geht Mohor auf das Nashorn zu. Der alte Bulle bleibt stehen, wittert und als wir auf sechs Meter heran sind, macht er kehrt. Aber im gleichen Augenblick tritt ein zweiter Bulle mit langem, spitzen Horn und einer tiefen, großen Wunde, die sich über seine ganze Schulter zieht, aus dem Grasdschungel. Ihm brauchen wir nicht den Fehdehandschuh zuzuwerfen. Er sieht uns, schnauft und greift im Trab an. Schnell kommt er näher, zehn Meter, acht Meter, — Ursula, die am Schwanz des Elefanten sitzt, fotografiert das Geschehen. Ich rufe ihr zu: „festhalten". Vier Meter! Mohor prustet und der Mahout schreit. Zwei Meter! Mohor macht einen Schritt nach vorn. Ich erwarte den Zusammenstoß und klammere mich am Sattel fest. Hinter mir knackt der Verschluß: Ursula fotografiert. Aber kaum einen Meter vor Mohors breiter Brust springt das Nashorn zur Seite. Wasser spritzt auf. Es macht kehrt, sieht den anderen Bullen und — eine typische „Radfahrreaktion", nach oben bücken, nach unten treten — greift ihn an. Jetzt beginnt eine spannende Jagd. Der Verfolger stößt lange Grunztöne aus, die wir noch nie von Panzernashörnern hörten, während der Verfolgte einen hohen Fieplaut hören läßt. Die beiden Riesen traben über die Sumpfwiese und rennen in den Dschungel. Wir hören das Poltern, das Brechen des Elefantengrases, das wütende Grunzen und das erbärmliche Fiepen noch lange Zeit. Wieder dreht sich der Mahout Lob heischend um. Ich klopfe ihm und dem Elefanten anerkennend auf die Schultern. Die beiden Angriffe genügen. Wir haben viel Neues beobachten und hören können. Nun wollen wir den Nashörnern wieder ihre wohlverdiente Ruhe lassen. In einem Ascheregen reiten wir nach Haus, denn überall, auf den Bergen und im Sumpf, brennt der Dschungel.

Wir sind mit dem Bus, der zwischen Jorhat und Gauhati verkehrt, nach Baguri gefahren. Baguri ist eine kleine Forstinspektionsstation mit einem Rasthaus, das eigentlich nur für die auf Inspektionsreise befindlichen Förster gedacht ist, aber wir erhalten die Genehmigung, hier übernachten zu dürfen. Schon um Mitternacht wurde unser Elefant von Kaziranga nach Baguri geschickt, damit er für uns bereitsteht, wenn wir in Baguri ankommen. Anscheinend legt der Autobuschauffeur großen Wert darauf, seinen Fahrplan pünktlich einzuhalten, denn es geht in rasender Fahrt die Straße entlang. An die Verkehrszeichen, die vor jeder Holzbrücke stehen: „Bitte langsam fahren, nicht mehr als 15 Stundenkilometer", hält er sich nicht. Mit der linken Hand dreht er das Lenkrad, mit der rechten Hand drückt er ununterbrochen auf den Gummiball der etwas veralteten Hupe, um die Hunde, Ziegen und Kühe, die auf der Landstraße liegen, vor unserem ratternden Gefährt zu warnen. Wenn die Tiere sich nicht zeitig genug erheben, droht der Fahrer mit dem erhobenen Zeigefinger und macht kurz vor ihnen einen schwungvollen Bogen, der die Fahrgäste durcheinanderschüttelt. Wir sind natürlich die einzigen Europäer im Bus. Die anderen Fahrgäste sind Assamesen. Auch zwei Mikiermädchen reisen mit. Sie verdecken mit ihren Brusttüchern scheu ihre Gesichter, wenn wir sie anschauen.

Auf der linken Seite der Straße treten die Mikierberge immer näher heran, auf der rechten Seite rückt der Sumpf an die Straße. Bald haben wir Baguri erreicht. Der dort stationierte Forstgehilfe grüßt uns freundlich und macht uns darauf aufmerksam, daß der Elefant gesattelt zu unserer

Verfügung steht. Wir brechen sofort auf, denn wir wollen uns in den zwei Tagen, die wir in Baguri bleiben, über den Tierbestand orientieren und vor allem nach Affen Ausschau halten. Sind die Beobachtungsmöglichkeiten günstig, so werden wir später noch einmal für längere Zeit nach Baguri gehen. Da die Forststation unmittelbar am Sumpf liegt, kommen die Nashörner und wilden Büffel oft bis zu den Hütten der Station. Der Forstgehilfe, leider ist der Forstmeister abwesend, teilt uns mit, daß in den heutigen Morgenstunden ein Tiger eine Kuh geschlagen habe. Der Riß läge ganz nahe bei der Station. Als ich ihn bitte, uns zum Riß zu führen, zögert er und gebraucht Ausreden. Es sei doch zu weit und der Dschungel sei dort so dicht, man könne nicht hingehen, auch sei es sehr gefährlich. Offensichtlich möchte er nicht gern die Verantwortung übernehmen, wenn sein Forstmeister abwesend ist.

So reiten wir in den Sumpf. Schon beim Überqueren des ersten Flußlaufes sehen wir in den Kronen der riesigen Urwaldbäume, die das Ufer säumen, eine Horde Rhesusaffen. Aber der Ritt soll uns noch eine große Überraschung bringen. Als unser Elefant aus dem hohen Gras auf eine Lichtung tritt, stehen wir vor einem kleinen Teich, in dem neun Nashörner liegen. Sieben liegen dicht nebeneinander, teils sogar übereinander. Von einigen schauen nur die Köpfe über den mit Wasserhyazinthen bedeckten Wasserspiegel heraus, andere tauchen sogar mit den Köpfen unter Wasser, atmen aus und lassen pluppernd die Luft durchs Wasser aufsteigen. Ein etwa vier Monate altes Kalb ist auch dabei. Es hat seinen Kopf auf den Rücken der Mutter gelegt. Zwei der acht Riesen liegen etwa zwanzig Meter von den anderen entfernt. Die Nashörner haben unser Kommen nicht bemerkt und da der Wind günstig steht, können wir in aller Ruhe fotografieren. Was ich bereits aus den Fährten entnommen hatte, bewahrheitet sich. In der Suhle und im Bad gibt es keinen Streit. Dort sind alle Nashörner, die sonst ihre Territorien, ihre Weideplätze und Privatwechsel verteidigen, die sich wütend auf den fremden Artgenossen stürzen, wenn er es wagt, auf ihren Pfaden zu wandeln oder von ihrem Weideplatz zu fressen, friedlich vereint. Die Suhle und der Badeplatz gehören allen gemeinsam. Und während wir interessiert diese, den Nilpferden jetzt so ähnlichen Tiere beobachten, erheben sich einige Nashörner und beginnen, von den Wasserhyazinthen zu fressen. Man hört laut das Schmatzen und Schnurpsen, wenn die saftstrotzenden Blätter und Stiele zwischen den Zähnen zermahlen werden.

Die Sonne brütet über dem Sumpf und die Luft ist mit Feuchtigkeit gesättigt. Uns rinnt der Schweiß in Strömen am Körper hinunter. Der Tropenanzug klebt an der Haut und der Durst steigert sich von Stunde zu Stunde. Manchmal überrasche ich mich selbst bei dem Gedanken an ein Glas eisgekühlte Limonade oder schwarzen Tee mit Zitrone. Schaukelnd wanken wir auf dem Elefantenrücken hin und her. Erbarmungslos brennt die Sonne. Auch die Tiere haben sich vor der Hitze in den Schatten des Elefantengrases zurückgezogen. Als wir endlich unseren Bungalow erreichen, legen wir uns erschöpft, Arme und Beine weit abgestreckt, auf den Betten nieder, nachdem wir uns auf das lauwarme Wasser gestürzt und es gierig getrunken haben. Wie köstlich kann doch selbst das sonst als Brechmittel benutzte laue Wasser schmecken, wenn der Durst groß genug ist. Nachmittags lassen wir unserem Elefanten die wohlverdiente Ruhe, denn das Tier ist von dem langen Marsch übermüdet. Seit heute nacht zwei Uhr ist es auf den Beinen.

Am Abend kommt der Forstmeister von seiner Fahrt nach Jorhat zurück. Er fragt nach unseren Wünschen für den morgigen Tag. Wir wollen um

6 Uhr aufbrechen und im Sumpf Büffel suchen. Er wird zwei Mann ausschicken, die Languraffen und den Tigerriß suchen sollen. Wie überall in Indien, so finden wir auch hier nicht nur herzliche Gastfreundschaft, sondern auch große Hilfsbereitschaft.
Unser heutiger Morgenritt durch den Sumpf von Baguri hat uns noch einige gute Aufnahmen von Sumpfhirschen, wilden Wasserbüffeln und Fischottern gebracht. Natürlich sind wir auch wieder Nashörnern begegnet, die dem Ruf, daß in Baguri die Nashörner angriffslustig sind, Ehre machten. Nur unser Elefant war zum Ärger seines Mahouts nicht sehr tapfer. Er ist eben kein Mohor, der es mit jedem Nashorn aufnimmt. Als uns eine Nashornkuh mit Kalb annahm, befahl der Mahout seinem Elefanten, zum Gegenangriff überzugehen. Aber der Elefant zog es vor, das Weite zu suchen und war trotz Schläge nicht zur Umkehr zu bewegen. Der Mahout war tief gekränkt. Als wir kurz darauf eine zweite Nashornmutter entdeckten, stach er seinem Elefanten die Eisenspitze des Hakens in die Haut des Schädels und zwang ihn zum Angriff. Trompetend ging der Elefant im Eilschritt auf das Nashorn zu, das sich aber seinerseits auch schon zum Angriff entschlossen hatte. Davon ließ es sich auch nicht abbringen, trotz Trompeten des Elefanten und Geschrei des Mahouts. Wütend zog der Mahout sein Buschmesser aus dem Sattelgurt und schleuderte es nach dem Nashorn, das in voller Fahrt angebraust kam, zum Glück ohne zu treffen. Wieder mußten wir im letzten Augenblick kehrtmachen und fliehen. Erst als wir an eine Suhle kamen, in der drei Nashörner lagen, gelang es dem Mahout, die Ehre seines Elefanten zu retten. Er trabte mit dem Elefanten auf das Schlammloch zu, aus dem bestürzt die Nashörner flohen. Stolz tätschelte der Mahout seinen Elefanten; er war wieder mit ihm zufrieden.
Ich habe für derartige Abenteuer wenig Sinn, denn mir ist es lieber, die Tiere ungestört beobachten und fotografieren zu können, als mit geschwellter Brust mich als Nashorncatcher zu fühlen. Außerdem müssen wir bei jeder Flucht unsere sieben Sachen festhalten, denn Kameras und Objektive liegen immer schußbereit auf dem Sattel. Gleichzeitig aber müssen auch wir uns festhalten, denn auf einem rennenden Elefanten zu sitzen, ohne sich festzuhalten, ist eine artistische Leistung. Wir müssen nach vorn schauen, daß uns keine Zweige ins Gesicht schlagen, dürfen aber auch das Nashorn hinter uns nicht aus dem Auge lassen, um auf einen eventuellen Anprall gefaßt zu sein. Der Mahout glaubt, uns durch derartige Bravourstückchen imponieren zu müssen. Ihm bereitet das Nashörnervertreiben großen Spaß.

Die Erde bebt

In den letzten beiden Tagen haben wir unseren Nashörnern einen kurzen Besuch abgestattet und einen großen Teegarten besichtigt, um den Weg des Teeblattes vom Teebäumchen bis zur Teetasse kennenzulernen. Dabei waren wir sehr erstaunt zu sehen, daß in zwei Tagen sich die grünen Blättchen, die von den Teepflückerinnen eingesammelt werden, in den schwarzen Tee verwandeln. Die Blätter werden in großen Maschinen gerollt, verlieren dort einen beachtlichen Teil ihres Saftes und werden für wenige Stunden zum Fermentieren ausgelegt. Dabei schwindet ihre grüne Farbe und sie werden braun. Unter hoher Temperatur werden sie getrocknet und nehmen die schwarze Farbe an. Schließlich laufen sie noch

über Siebe. So entstehen verschiedene Sorten, vom feinen Pulver bis zu groben Röllchen. Diese Sorten werden einer eingehenden Begutachtung unterzogen. Proben davon werden aufgebrüht und genau nach Stoppuhr fünf Minuten später abgegossen. Nunmehr entscheidet die Farbe des Getränkes, aber auch die des Satzes und vor allem der Geschmack des Tees, über die Qualität, die ihm zugesprochen wird. Die Blättchen des Satzes haben bei einer erstklassigen Teesorte eine gleichmäßig braune Farbe. Sind grüne Teilchen dabei, so zeugt das von einer minderen Qualität. Die Farbe des Getränkes muß goldbraun sein, und der Geschmack des Tees soll leicht bitter sein. Beim Kosten wird der Tee nicht getrunken, sondern mit gespitzten Lippen geschlürft, im Mund verteilt und ausgespuckt.

Die Nacht ist schwül und die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt. Ich habe kaum eine Stunde geschlafen, als ich durch einen heftigen Schlag gegen mein Bett aus dem Schlaf gerissen werde. Die Balken des Bungalows knarren und ächzen. Das Gestell des Moskitonetzes über mir schwankt und die Lampe an der Decke pendelt hin und her. Ich habe noch nicht begriffen, was geschehen ist, als der Bungalow erneut erschüttert wird. Ein heftiger, harter Stoß läßt das Bett schwanken, wieder knarren die Wände und die Lampe schwingt im Raum. Ein leichtes Zittern des ganzen Hauses hält noch eine halbe Minute an. Ein Erdbeben hat das Land erschüttert. In Assam sind Erdbeben nicht selten. 1950 war das letzte schwere Erdbeben in Jorhat. Häuser stürzten ein, Berghänge rutschten ab, Menschen wurden verschüttet.

Als wir unser Frühstück einnehmen, erkundigt sich der Förster nach unserem Befinden. Er fragt, ob wir das Erdbeben verspürt hätten. Es seien zwei sehr schwere Stöße gewesen und wenn sie längere Zeit angehalten hätten, wäre viel Schaden entstanden. In Zukunft sollten wir in solchen Fällen unbedingt schnell das Haus verlassen. Wir müßten noch mit weiteren Erdbeben rechnen. Die Jahreszeit sei dafür günstig und in manchen Jahren verginge in der Regenzeit kaum ein Tag ohne Erdbeben.

In den frühen Morgenstunden brechen wir auf, um in die Mikierberge zu gehen und Gibbons zu suchen. Unser Pfad führt uns durch ein Mikierdorf. Schreiend fliehen die Kinder vor uns in die Hütten. Ihr Spielzeug lassen sie zurück. Es sind kleine Holzrädchen, deren Achse zwischen einen aufgespaltenen Bambusstengel gesteckt ist. Ähnliches Spielzeug gibt es auch in Deutschland. Ich glaube, es wird von unseren Kindern Rennrädchen genannt und in Sachsen sagen die Kinder wir „rädeln", wenn sie mit diesem Rad an der Stange durch die Straßen rennen. Vor uns steigt der mit dichtem Dschungel bedeckte steile Hang eines Berges auf. Wir benutzen einen schmalen Pfad, den die Mikier angelegt haben, um auf dem Berg Bambus für ihre Hütten zu schlagen. Schon nach wenigen Metern Anstieg läuft uns der Schweiß in Strömen am Körper herunter. Wir ziehen uns an Bambusstengeln und Lianen immer höher hinauf. Das Blut pocht in den Schläfen. Hin und wieder bleiben wir stehen und lauschen. Es ist kein Laut zu hören. Nur Vögel flattern irgendwo in den Zweigen. Zwei verliebte Eichhörnchen jagen sich im Bambusdickicht und sind gegenüber ihrer Umwelt blind. Sie haben uns nicht bemerkt. Oft treffen wir auf die Spuren der Lippenbären. Mit ihren scharfen Krallen haben sie Ameisennester ausgegraben und den ganzen Insektenstaat mit ihrer langen Zunge herausgeschleckt. Es wäre sehr unangenehm, ihnen im Dschungel zu begegnen, denn sie sollen nicht selten Menschen angreifen, und wir sind, wie auf allen unseren Pirschgängen, ohne jede Waffe. Manchmal denke ich, daß es gut wäre, ein Buschmesser mitzunehmen. Auch die Mikiers trennen sich nie von ihrem Buschmesser. Aber

wir haben an der Last unserer Kameras und Objektive genug zu schleppen. Vergeblich suchen wir den Dschungel ab. Die Gibbons sind nicht zu entdecken. Als die Sonne schon hoch am Himmel steht, entschließen wir uns, umzukehren. Der Abstieg ist noch schwieriger als der Aufstieg. Die Füße gleiten aus, wir fassen nach Bambusstengeln, deren scharfkantige Blätter die Hände zerschneiden. Große, rote Ameisen, deren Biß wie der Stich einer Wespe schmerzt, schütteln wir durch das Festhalten am Bambus auf uns herab. Wir schlagen nach ihnen, um sie am Beißen zu hindern. Fliegen, die der Schweiß anlockt, summen über uns und wir müssen uns auch dieser lästigen, stechenden Insekten erwehren. Erschöpft erreichen wir schließlich das Tal und den kleinen Fluß. Wir hängen unsere Füße ins Wasser. Belebend geht die Kühle mit dem Blut durch unseren Körper. Da erklingt ein lautes Geschrei, von dem die Berge widerhallen. Ein pfeifender Ton leitet das hohe Bellen ein. Die Gibbons rufen und ihr Gesang kommt von dem Berghang, den wir mühevoll erstiegen hatten. Das Geschrei will nicht enden. Immer wieder fordert einer der Gibbons mit seinem langen Pfeifton den Chorgesang der ganzen Herde heraus. Wir gehen zum Berghang zurück, um wenigstens den Standort der Tiere auszumachen. In halber Höhe des Hanges werden die Äste eines Urwaldriesen geschüttelt. In seiner Krone müssen die Gibbons stecken. Aber die Sonne hat bereits den Zenith erreicht. Wir können uns nicht entschließen, noch einmal den Berg hinaufzuklettern, nehmen uns aber vor, am nächsten Morgen zeitig aufzubrechen und die Affen zu suchen.

Wieder war unsere Suche nach den Gibbons vergeblich. Wir haben große Strecken des Bergtales abgesucht, sind viele Stunden durch den Dschungel gelaufen und haben die Affen nicht finden können. Aber ihren Gesang haben wir zur gleichen Zeit gehört wie am gestrigen Tag. Ich vermute, daß sie in den Morgenstunden vom jenseitigen Berghang ins Tal wandern und, wenn sie ihre Futterplätze erreicht haben, rufen. Wahrscheinlich kehren sie schon in den frühen Nachmittagsstunden wieder zum Ausgangspunkt ihrer Wanderung zurück, denn abends haben wir noch nie ihre Stimme gehört. Wir wollen morgen noch einen weiteren Versuch machen, sie aufzuspüren und in die andere Hälfte des Tales gehen. Sollte sich meine Vermutung, daß die Gibbonherde täglich von der einen Bergseite über den Grad hinweg zur anderen zieht, bewahrheiten, so müßten wir die Hoffnung, ihren Tagesablauf beobachten zu können, aufgeben, denn wir müßten täglich zweimal den steilen, mit dichtem Dschungel bewachsenen Berg besteigen, um der Horde zu folgen. Diese Leistung dürfte jedoch selbst für einen guten Alpinisten unter tropischen Verhältnissen undurchführbar sein.

Nachdem wir die andere Hälfte des langgezogenen Tales nach Gibbons vergeblich abgesucht und bei einer freundlichen Mikierfamilie Rast gemacht hatten, waren wir pünktlich 9.30 Uhr wieder an unserem Beobachtungsplatz, in dessen Nähe die Gibbons in den letzten drei Tagen gesungen haben. Sie ließen uns auch heute nicht warten. Auf die Minute genau erklang ihr Ruf. Wieder stiegen wir auf schmalen, vom Dschungel überwucherten, oft tunnelartigen Wildpfaden den Berg hinauf. Als wir die großen Urwaldbäume erreicht hatten, aus deren Kronen, wie wir vermuteten, der Gesang gekommen war, lauschten wir lange Zeit, ohne einen Laut zu hören. Nur im Bambus raschelte es. Ein größeres Tier ergriff die Flucht. Ich ahmte das Bellen der Gibbons nach, in der Hoffnung, daß sie Antwort geben. Aber es blieb still im Wald. Plötzlich wippten Äste in der dichtbelaubten Krone eines Baumes wenige Meter vor uns. Zwei Körper fielen durch das Blätterdach und verschwanden hinter Ästen, Zweigen

und Bambus. Die Gibbons flüchteten. Im gleichen Augenblick verspürte ich einen schmerzhaften Biß an den Beinen. Auch Ursula sprang auf und schlug wild um sich. Wir standen auf einer Straße der roten Ameisen. So schnell als möglich stolperten wir den Wildwechsel zurück, den wir gekommen waren. Nachdem wir uns gegenseitig die bissigen Insekten vom Körper abgelesen hatten, rutschten wir mehr auf dem Hosenboden, als auf den Füßen laufend, den nassen, vom letzten Gewitterregen mit schlüpfrigen Blättern bedeckten Berghang hinab. Das Aufenthaltsgebiet dieser Gibbonhorde ist für eingehende Beobachtungen nicht geeignet. Der Bambus versperrt jede Sicht in die Baumkronen hinauf. Unsere Entscheidung ist gefallen: Kaziranga ist nicht das Gebiet, in dem wir unsere Affenbeobachtungen durchführen können. Wir müssen nach geeigneteren Wäldern Ausschau halten. Deshalb werden wir morgen zum Brahmaputra reiten. Vielleicht finden wir im Galeriewald seiner Ufer bessere Möglichkeiten, Affen zu belauschen.

Am Ufer des Brahmaputra

Wir haben mit einem geländegängigen Wagen den Brahmaputra erreicht, um uns über das Tierleben am Strom zu informieren. In den Wäldern, die das Ufer des Flusses bedecken, leben wilde Elefanten, und auch Tiger sind hier nicht selten. Aber für eine Beobachtung der Languraffen über längere Zeit hinweg ist auch dieses Gelände nicht geeignet. So beschließen wir, noch das kleine Wildschutzgebiet von Garipuri aufzusuchen und, sollte auch dort keine Gelegenheit sein, Affen ungestört beobachten zu können, wollen wir Kaziranga verlassen, nach Gauhati fliegen, dort einige Vereinbarungen mit dem Direktor des im Aufbau befindlichen Zoologischen Gartens treffen und nach Shillong weiterreisen, denn in den Wäldern der Khasiberge sollen Gibbons vorkommen. Außerdem wollen wir dem Volksstamm der Khasis einen Besuch abstatten. Von Shillong werden wir nach Kalkutta zurückkehren und dort unsere Reise nach dem Süden Indiens vorbereiten.
Heute geht das indische Jahr zu Ende. Seit den frühen Morgenstunden klingt Trommelschlag zu unserem Bungalow. Musikgruppen, deren Instrumente nur aus verschieden geformten Trommeln bestehen, sitzen am Straßenrand, umgeben von zahlreichen Zuhörern, die der Musik und dem Gesang lauschen. Auch uns spricht diese volkstümliche, echt assamesische Musik an und je länger wir sie hören, umso mehr werden wir in den Bann der eindringlichen, aber komplizierten Rhythmen gezogen. In Assam und Bengalen gibt es die besten Trommelschläger. Auch unsere Musiker beherrschen ihre Kunst gut und betreiben sie mit ganzer Hingabe. Schweiß rinnt ihnen über das Gesicht, aber sie gönnen sich keine Pause. Ein Lied folgt dem anderen.
Am Jahresausgang werden die Haustiere betreut. Sie werden gewaschen und erhalten besonders gutes Futter. Morgen, am ersten Neujahrstag, gilt die Fürsorge den Menschen. Sie baden, legen neue Kleider an, singen, tanzen und trinken Reisbier. Aber das Fest endet nicht mit dem ersten Tag im Jahr, sondern dehnt sich natürlich mit Unterbrechungen über den ganzen Monat aus. Wir sind froh, zu hören, daß mit diesem Fest die Sitte, Farbe zu verspritzen, nicht verbunden ist.
Inzwischen haben wir auch Nachricht über die Einreisemöglichkeit in das Gebiet der Nagas bekommen. Es ist wahrscheinlich, daß es uns als Deut-

schen genehmigt wird, in die Nagaberge zu gehen, aber nicht ohne militärischen Schutz. Damit jedoch wird diese Safari zu kostspielig und außerdem werden die Beobachtungen von Gibbons sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Auch die Nagas selbst werden sich nicht in ihrer natürlichen Lebensart zeigen, wenn wir von Soldaten begleitet in ihre Dörfer kommen. Deshalb haben wir schweren Herzens beschlossen, von unserem Vorhaben, in die Nagaberge zu gehen, abzusehen. Es ist sehr verständlich, daß die indische Regierung alle Vorsichtsmaßnahmen treffen muß. Amerikaner, auch Missionare, erhalten keine Einreisegenehmigung, denn es konnte nachgewiesen werden, daß amerikanische Missionen die Unruhen geschürt haben.

Nachdem wir die indische Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft ausgiebig kennengelernt haben, sollten wir heute leider wieder ein Beispiel indischer Unzuverlässigkeit, wie sie besonders auf dem Lande nicht selten ist, erleben. Ich hatte gehört, daß siebzig Kilometer von Kaziranga entfernt ein Wildschutzgebiet von nur 8 km² ist, in dem Gibbons in großen Herden leben. Die geringe Ausdehnung dieses Schutzgebietes ließ mich hoffen, daß es dort leicht möglich sein müßte, die Affen zu finden und zu beobachten. Um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennenzulernen, bestellte ich für heute morgen 5 Uhr einen Mietwagen. Wir warteten jedoch vergeblich. Erst um 8 Uhr traf der Wagen ein. Als Entschuldigung wurde mir mitgeteilt, daß der Fahrer gestern den Jahresausgang gefeiert habe und bis zur Stunde nicht zurückgekehrt sei. So mußte ein Autobusfahrer für die Tour angeheuert werden. Ich war sehr ärgerlich, denn damit war mir der für Wildbeobachtungen so wichtige Vormittag verlorengegangen. Ich hoffte jedoch, wenigstens am Abend, wenn die Gibbons ihren Ruf erschallen lassen, den Standort der Horde ausmachen zu können. Als wir jedoch gegen 10 Uhr das Wildschutzgebiet erreichten, eröffnete mir der Fahrer, daß er spätestens um 14 Uhr wieder zurück sein müsse. Die Tatsache, daß ich den Wagen für den ganzen Tag gemietet hatte, störte ihn nicht. So war die Fahrt völlig nutzlos, denn der kurze Pirschgang während der Vormittagsstunden verlief ergebnislos. Wütend bestiegen wir wieder unseren Wagen. Wie ein Wahnsinniger raste der Fahrer die Straße entlang. Tiere und Menschen mußten zur Seite springen, um nicht unter die Räder zu kommen. Als wir durch eine kleine Stadt fuhren, hielt der Fahrer an und erklärte uns, daß er jetzt sein Mittagessen einnehmen würde. Wir hatten jedoch unsere Schnitten und die gekochten Eier, die wir als Verpflegung bei uns führten, kaum eine Stunde vorher mit ihm redlich geteilt. Nach einer halben Stunde erschien er wieder und weiter ging die leichtsinnige Fahrt. Offensichtlich glaubte er, daß beim Autofahren das ausgiebige Bedienen der Hupe am wichtigsten sei. Doch bald begann der Motor auszusetzen. Er hatte vergessen zu tanken und mußte einen Lastkraftwagen anhalten, um sich Benzin zu borgen. So erreichten wir voller Zorn wieder unseren Bungalow.

Es ist mir unerklärlich, daß nicht mehr Verkehrsunglücke in Indien geschehen. Obwohl nach englischer Art links gefahren werden soll, fährt jeder Kraftwagen rechts. Eine Geschwindigkeitsbeschränkung gibt es anscheinend auch nicht, denn die Wagen rasen durch die Dörfer, als gäbe es niemanden außer ihnen auf der Straße. Dazu muß man aber wissen, daß Kühe, Ziegen und Hunde sich mit besonderer Vorliebe auf die Straße legen und auch nicht daran denken, aufzustehen, wenn ein Auto laut hupend nur noch wenige Zentimeter vor ihnen steht. So ähnelt die Fahrt oft einem Hindernisrennen, und der Chauffeur reißt das Lenkrad in schnellem Wechsel einmal nach links, dann wieder nach rechts, um den Tieren

auszuweichen. Die Straßen sind aber sehr unübersichtlich, weil sie ständig über Hügel und durch Senken führen. Um den Gegenverkehr auf sein Kommen aufmerksam zu machen, bedient der Fahrer fast ununterbrochen die Hupe. Dasselbe aber tut auch der entgegenkommende Kraftwagen in der gleichen Hoffnung, daß der andere ausweichen möge. Wer schwache Nerven hat, darf sich in Indien nicht mit einem Auto befördern lassen, sonst verläßt er den Wagen als frühgealteter, grauhaariger Mann.

Wir haben heute Kaziranga verlassen und sind nach Gauhati geflogen. Die letzten Tage im Wildreservat waren anstrengend, aber erfolgreich. Wir hatten einen Kraftwagen bestellt, um auf dem Feldweg, der zum Inspektionsbungalow am Ufer des Brahmaputras führt, in das Innere des Wildschutzgebietes zu fahren. Zwei Elefanten hatten wir vorausgeschickt, die uns am Bungalow erwarten sollten. Am Abend vorher jedoch ging ein Gewitter über Kaziranga nieder und es regnete während der ganzen Nacht. Am nächsten Morgen war der Himmel klar und die Sonne schien, aber der Feldweg war in einem furchbaren Zustand. Unser Lastkraftwagen, ein leichteres Fahrzeug konnten wir leider nicht auftreiben, erinnerte mich an den Wagen, den die Tierfänger in Ostafrika benutzten. Statt eines Anlassers hingen zwei Drähte herab, die entweder zusammengedreht oder auseinandergerissen wurden, je nachdem, ob der Motor angelassen oder ausgeschaltet werden sollte. Die linke Tür ließ sich nicht mehr schließen und mußte mit einem Seil zugebunden werden, und der erste Gang konnte nur durch einen kräftigen Faustschlag auf den Schalthebel eingelegt werden. Aber der Fahrer des Wagens war ein stets heiterer, freundlicher junger Mann, der nie die Geduld verlor und seinen Lastwagen ausgezeichnet beherrschte. Schon nach wenigen Kilometern versanken die Räder im Schlamm. Die Forstarbeiter, die wir mitgenommen hatten, schlugen mit ihren Buschmessern Elefantengras ab und legten eine neue Straßendecke aus Schilfrohr über den Morast. Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, den Wagen aus dem Schlamm zu schieben. Aber schon zehn Minuten später saßen wir wieder fest und dieselbe Arbeit mußte erneut getan werden. Wenn wir Knüppeldammbrücken überquerten, rutschten die Räder des Lastwagens über die schlüpfrigen Äste von der einen Seite der schmalen Brücke zur anderen Seite, und ich rechnete mir aus, wie lange es dauern würde, den Knoten an meiner Tür zu lösen, um den Wagen zu verlassen. Ich kam dabei zu dem Ergebnis, daß ich in dieser Zeit ertrinken würde. Aber nach drei Stunden, statt nach einer, erreichten wir doch unser Ziel, stärkten uns durch eine Tasse Tee und ritten acht Stunden durch den Dschungel am Ufer des Brahmaputra entlang. Ich will die Einzelheiten dieses Rittes hier nicht schildern, sondern nur mitteilen, daß es uns gelang, zwei sehr scheue Tiere zu sehen, den Lippenbären und den großen Bengalwaran. Leider sank die Sonne schon, als wir diese Tiere aufstöberten und das geringe Licht der Dämmerung reichte nicht aus, um Aufnahmen zu machen. Wir begegneten auch einer Herde zahmer Wasserbüffel, deren Führung ein wilder Wasserbüffelbulle übernommen hatte. Die Rinder gehören den Nepalesen, die am Ufer des Brahmaputras ihre Hütten gebaut haben. Sie sind als gute Viehzüchter bekannt. Ihre Hausbüffel — so wird die domestizierte Form des Wasserbüffels genannt — lassen sie frei und unbeaufsichtigt im Grasdschungel weiden. Damit sie aber die Herde leichter finden können, haben sie einem Tier eine große Glocke umgebunden. So führen diese Hausbüffel ein halbwildes Leben und müssen sich auch des Tigers erwehren, der sich gern seine Beute aus diesen Herden holt. Viele der Kälber stammen von dem wilden Wasserbüffelbullen, der seine zahmen Rivalen unter-

drückt hat und die Herde beherrscht. Wenn die Nepalesen ihre Hausbüffel zu ihren Hütten treiben, was nur selten geschieht, dann läuft der wilde Leitbulle in einem größeren Abstand hinterher und, wenn die Menschen außer Sicht sind, gesellt er sich wieder zu seinen zahmen Artgenossen. Wir hatten Gelegenheit, aus geringer Entfernung den kräftigen Burschen, der sich immer in der Nähe einer Kuh mit Kalb aufhielt, zu fotografieren.

Das Forstamt ist bemüht, die zahmen Büffel aus dem Wildschutzgebiet zu entfernen. Ihre Zahl schmilzt durch die Überfälle der Tiger immer mehr zusammen und es ist nicht erlaubt, neue Büffel anzuschaffen. Auch müssen alle Rinder, die sich im Schutzgebiet aufhalten, ihre Zahl beträgt etwa 2 000, gegen Rinderpest geimpft sein. So haben uns die letzten Tage in Kaziranga noch erlebnisreiche, schöne Stunden beschert und uns den Abschied nicht leicht gemacht. Auch ist es uns schwer gefallen, von den vielen indischen Freunden Abschied zu nehmen, die wir in den vier Wochen gewonnen haben und deren Gäste wir in den Abendstunden oft gewesen sind. Sie brachten uns bis zum Flughafen in Jorhat, und als sie dem Piloten unseres Flugzeuges mitteilten, daß wir vier Wochen lang täglich Nashörner beobachtet haben, sagte er: „Ich werde so tief wie möglich über Kaziranga hinwegfliegen, damit sie ihren Nashörnern good bye sagen können." Er hatte sein Versprechen gehalten. Als das riesige Sumpfgebiet von Kaziranga am Horizont auftauchte, sank unsere Maschine immer tiefer, bis wir jeden Baum deutlich erkennen konnten. Wir spähten zum Fenster hinaus. Eine Herde Sumpfhirsche tauchte auf, ein Elefant zog über eine Lichtung und auf einer großen Wiese standen fünf Panzernashörner. Wir winkten ihnen zu. Der Steward lächelte. Als wir den Brahmaputra überflogen und Kaziranga unseren Augen entschwand, fühlte ich, daß wir bald Sehnsucht nach diesem Tierparadies bekommen werden, Fernweh nach dem Dschungel der Panzernashörner.

Nun sind wir in Gauhati. Auf dem Flugplatz empfing uns mit herzlichen Worten der Zoodirektor dieser Stadt am Brahmaputra. Er fuhr uns zu einem kleinen Bungalow des Forstamtes, wo ein gedeckter Tisch mit Apfelsinen, Bananen, Kuchen und Tee auf uns wartete. „Morgen früh hole ich Sie mit meinem Wagen um 7 Uhr ab. Wir fahren in den Zoo, der sich noch im Aufbau befindet und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir einige gute Ratschläge für die Gestaltung unseres Zoologischen Gartens geben können." Mit diesen Worten verabschiedete sich mein gastfreundlicher Kollege von Gauhati.

Die Sonne taucht blutrot im Brahmaputra unter und um die Lampe schwirren Tausende von Moskitos. Wir sind sehr froh, daß über unseren Betten Moskitonetze hängen, denn ich habe wenig Lust, mir noch eine zweite Malaria anzuschaffen. Die letzte Nacht in Kaziranga ist mir durch meine alte Malaria, die ich in Afrika aufgelesen habe, zur Qual geworden. Wie immer begann der Anfall mit heftigen Kopfschmerzen, die sich ins Unerträgliche steigerten. Ich wälzte mich auf meinem Bett umher, erbrach die Chinintabletten und sehnte mich nach dem Schlaf, der erst nach Mitternacht kam, ein Schlaf so tief, daß er fast einer Ohnmacht glich. Kaziranga hat uns herrliche Tage geschenkt, aber ist uns auch nichts schuldig geblieben. Wir sind von Wolkenbrüchen überrascht worden und haben frierend in nassen Kleidern stundenlang auf Elefanten gesessen. Ein Erdbeben hat uns nachts aus dem Schlaf geschüttelt und eine schwere Tropendiarrhöe konnte nur durch eine Pferdekur zum Stillstand gebracht werden. Die feuchte Hitze des Urwaldes hat uns literweise den Schweiß aus allen Poren getrieben und die Sonne hat unsere Haut

verbrannt. Aber die Begegnung mit dem Tiger, die wir uns so gewünscht haben, ist leider nicht erfolgt. Oft sind wir ihm sehr nahe gewesen, so nahe, daß die Elefanten Alarmlaut gaben. Auf einem Ritt in den letzten Tagen blieb unser Elefant plötzlich stehen, stellte die Ohren ab und knallte laut mit dem Rüssel. Wir schauten zum Boden und sahen die frische Fährte eines Tigers. Er mußte irgendwo im Gras stecken, denn der Elefant hatte ihn gewittert und weigerte sich, weiterzugehen. Aber wir konnten ihn nicht entdecken. Vielleicht haben wir mehr Glück mit Tigern, wenn wir im Süden Indiens sind.

In den Bergen der Khasi

Nachdem wir mit dem Zoodirektor von Gauhati einen Rundgang durch den Zoologischen Garten gemacht und in einem fünfstündigen Gespräch unsere Erfahrungen ausgetauscht haben, verabschieden wir uns von Gauhati und fahren mit einem Kraftwagen nach Shillong. Die Straße zwischen Gauhati und Shillong wird zu festgelegten Tageszeiten im Einbahnverkehr freigegeben, weil sie in unzähligen Serpentinen im Khasigebirge aufsteigt und ein Gegenverkehr bei der Unübersichtlichkeit der engen Kurven schwere Unfälle verursachen könnte. Shillong liegt 1 800 Meter über dem Meeresspiegel und ist wegen seines kühlen Klimas als Ferienort sehr beliebt. Es ist die Hauptstadt Assams. Die Fahrt nach Shillong wird zum unvergeßlichen Erlebnis für uns. Während die ersten Kilometer noch durch tropischen Urwald führen, ändert sich bald die Vegetation. Der Wald wird lichter. Grüne Matten, Almenwiesen gleich, bedecken die Hänge und die ersten Nadelbäume, hohe Kiefern mit saftiggrünen Nadeln treten auf. Wir glauben uns in das Riesengebirge oder in das Gebiet des Harzes versetzt. Wenn nicht am Rand der Straße Apfelsinen, Bananen und andere Südfrüchte von indisch gekleideten Menschen angeboten würden, wäre kaum festzustellen, daß wir uns in den Tropen befinden. Aber auch die Kleidung ändert sich, je mehr wir uns Shillong nähern. An Stelle leichter Saris tragen die Khasis Röcke und wollene Tücher, in die sie sich einhüllen. Feuerholz wird gesammelt und manche Hütten haben Schornsteine. Auch Gemüse und Früchte sind uns gut bekannt: Äpfel, Tomaten, grüne Bohnen und Blumenkohl werden in kegelförmigen Körben von den Khasifrauen in die Stadt getragen. Aber was uns besonders interessiert, ist der Tanz der Khasis. Um eine Wiese am Rande der Stadt drängen sich die Menschen. Seit gestern tanzen dort die Khasis und sie werden erst morgen abend ihr Fest beenden. Die Mädchen sind in bunte Gewänder gehüllt und tragen eine silberne Krone auf dem Kopf. Ihr langer Rock reicht bis zu den Knöcheln. Sie lassen die Arme nach unten hängen und machen mit ihren nackten Füßen nur ganz kleine Schrittchen. Wie Schachfiguren, die von unsichtbarer Hand über das Schachbrett geschoben werden, muten diese Tänzerinnen an. Das Gesicht der Mädchen ist hell gepudert, die Lippen sind rot geschminkt. In starrer Haltung, meist zu kleinen Gruppen von vier bis fünf Mädchen vereint, schieben sie sich mitunter auch rückwärts über die Wiese. Der Rhythmus wird durch eine monotone Musik vorgeschrieben. Als Instrumente dienen verschieden große Trommeln, kleine Schellen und eine Flöte. Bedeutend bewegter ist der Tanz der Männer, deren Kostüme nicht weniger farbenfreudig sind. Jeder Tänzer trägt einen Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken und einen Wedel aus den Schwänzen der Yaks in der linken Hand.

Auch die Männer tanzen in Gruppen, bleiben aber immer am Rand der Wiese und machen große Schritte, manchmal Sprünge, wobei sie mit dem Wedel nach einem unsichtbaren Feind schlagen. Später treten sie mit Schwertern auf und vertreiben anscheinend Dämonen mit ihren Waffen. Offensichtlich ist es ihre Aufgabe, die tanzenden Mädchen vor bösen Geistern zu schützen. Die Farben der bunten Gewänder strahlen im Licht der langsam zum Horizont sinkenden Sonne. Ich bin von diesem unbeschreiblich schönen Anblick begeistert und mache meine Kamera schußbereit. Da kommt ein Khasimann zu mir und macht mich darauf aufmerksam, daß es verboten sei, den Tanz zu fotografieren, weil er religiösen Inhalt habe. Ich bitte ihn, mir eine Sondergenehmigung zu geben und schildere ihm, wie weit es von Deutschland bis zum Khasigebirge ist und daß wir eigentlich nur des Tanzes wegen nach Indien gekommen seien. Er nickt ernst und sagt, daß er einen älteren Khasimann fragen will. Aber leider ist auch der Alte nicht zu erweichen, er schüttelt den Kopf und wiederholt noch einmal: „Fotografieren ist verboten. Wenn der Tanz beendet ist, dann ist Fotografieren erlaubt." So muß ich mit meiner Kamera untätig zusehen, wie die untergehende Sonne ihr rotes Licht auf die herrlichen Gewänder legt, wie ein zauberhaftes Farbenspiel mit dem Einbruch der Dämmerung langsam verlischt. Ich nehme mir vor, bei einem der obersten Khasileute morgen vorzusprechen und eine Sondergenehmigung zu erwirken.

Der Tag beginnt mit strahlendem Sonnenschein. Es ist ein Feiertag, weil das Tanzfest der Khasis auch heute noch andauert. Auch das Regierungsgebäude ist geschlossen. So bleibt mir nichts anderes übrig, als den Chief Conservator of Forests von Assam in seiner Feiertagsruhe zu stören und um ein Gespräch in seiner Wohnung zu bitten, denn er scheint mir der geeignete Mann zu sein, eine Genehmigung zum Fotografieren des Khasitanzfestes für uns zu erwirken. Wir rufen ihn an und er ist bereit, uns zu empfangen. Als wir ihm unsere Bitte vortragen, legt sich seine Stirn in Falten: „Es ist nicht einfach, diese Genehmigung zu erhalten, aber ich werde einen meiner Forstbeamten beauftragen, Sie zu begleiten und mit dem obersten Vertreter der Khasi zu sprechen", sagt er und läßt den Forstbeamten kommen, um ihm unser Anliegen vorzutragen. Jedoch auch die Regierungsautorität kann nichts gegen den Aberglauben ausrichten. Der Khasi lächelt freundlich, als ihn der Forstbeamte bittet, uns die Fotogenehmigung zu erteilen, zuckt mit den Achseln und bedauert sehr, aber es liege nicht in seiner Macht, die Genehmigung auszusprechen, denn die Tänzer wünschten es nicht, daß sie fotografiert werden. Sie seien sehr abergläubisch. Ich könnte es ja einmal versuchen, von einem Hügel aus die Aufnahmen zu machen. Aber der Hügel liegt dreihundert Meter entfernt, und selbst mit einem Teleobjektiv bekäme ich nur kleine Farbkleckse auf den Film. Inzwischen ist die Sonne hinter Wolken verschwunden. Ein anderer Khasimann kommt auf mich zu und gestattet mir, durch eine schmale Gasse in der Mauer der Zuschauer hindurch zu fotografieren. Aber natürlich auch nur von weitem, so daß ich von den Tänzern nicht gesehen werden kann. Ich schaue durch meinen Sucher. Das Bild wird rechts und links von Menschen ausgefüllt und in der Mitte, durch einen schmalen Spalt, sind ganz in der Ferne die Tänzerinnen zu erkennen. Der Khasimann scheint zu bemerken, daß mich diese Lösung auch nicht befriedigt und gestattet mir, noch wenige Meter näher an die Gasse heranzugehen. So handle ich ihm einen Meter nach dem anderen ab, bis in meinem Sucher die Tänzerinnen das Bild füllen. Ich nutze die Gelegenheit und schieße eine Aufnahme nach der anderen. Der Khasimann

fragt immer wieder, ob ich nun genug hätte, aber ich schüttle den Kopf und fotografiere so lange, bis er mir mit ernster Miene zu erkennen gibt, daß ich nach seiner Meinung nun genug haben müßte. Mit herzlichen Dankesworten verabschiede ich mich von dem freundlichen Khasimann. Aber noch fehlt mir das Portrait einer Tänzerin. Wir streifen hinter den Zuschauern auf der Wiese umher und versuchen, Bilder von den Mädchen zu erhaschen, die vom Tanzplatz kommen oder auf den Tanzplatz gehen. Schließlich kommt uns ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Ein Khasijüngling möchte gern ein Bild von seiner Schwester haben und er will es mir gestatten, sie und ihre Freundin zu fotografieren, wenn ich ihm einen Abzug schicke. Selbstverständlich bin ich sofort einverstanden. Die beiden Mädchen stellen sich vor mir im vollen Schmuck ihrer Tanztracht auf und ich kann sie in Ruhe fotografieren.

Die Kleidung besteht aus einem dunkelgrünen Wollrock und einer blauen, grünen oder roten Bluse mit langen Ärmeln. Über dieser Bluse hängt bis zu den Knien ein zweiteiliges, gelbes Tuch, das über den Schultern geknüpft wird. Auf den Ärmeln der Bluse tragen die Mädchen breite, silberne, mit zahlreichen Ornamenten verzierte Armbänder. Auch auf ihrem Rücken hängt schwerer Silberschmuck und um den Hals tragen sie Ketten aus großen goldenen und roten Perlen. Die silberne Krone auf ihrem Kopf ist feinste Filigranarbeit. Das lange Haar ist geknotet und hängt — der Pferdeschweiffrisur sehr ähnlich — in einer langen Strähne herab. In der rechten Hand halten sie ein Seidentuch. Die Füße sind nackt.

Wir möchten gern die Bedeutung und den Inhalt des Tanzes wissen. Aber alle, die wir fragen, sagen aus, es sei kein ritueller Tanz. Das Fest diene dazu, die jungen, unverheirateten Mädchen — nur solche dürfen sich am Tanz beteiligen — mit den jungen Burschen bekannt zu machen. Andere sagen, daß der Tanz altes Khasibrauchtum, alte Tradition wieder aufleben lasse und an die Kinder weitergebe, damit sie die Tradition bewahren und pflegen. Ich glaube, daß es ursprünglich ein ritueller Tanz war, dessen Sinn aber im Laufe der Zeit verlorengegangen ist. Die christlichen Khasi tanzen. nicht mit, und da in Shillong viele Missionen sind und die Gemeinde sehr groß ist, stammen die meisten Tänzer aus den Nachbardörfern.

Wir sind wieder in Kalkutta, wohnen bei der Handelsvertretung der DDR und genießen wieder die Vorteile des Lebens in der Stadt: Bad, Klimaanlage, bequeme Betten und europäische Küche. Als wir in Gauhati das Flugzeug bestiegen, mußten wir nicht nur das Gewicht unseres Gepäckes, sondern auch unser eigenes Gewicht angeben. Wir stiegen auf die Luftfrachtwaage und stellten fest, daß uns das Leben im Dschungel fünf Pfund unseres Körpergewichtes gekostet hat. Den Verlust wollen wir so schnell als möglich in Kalkutta aufholen.

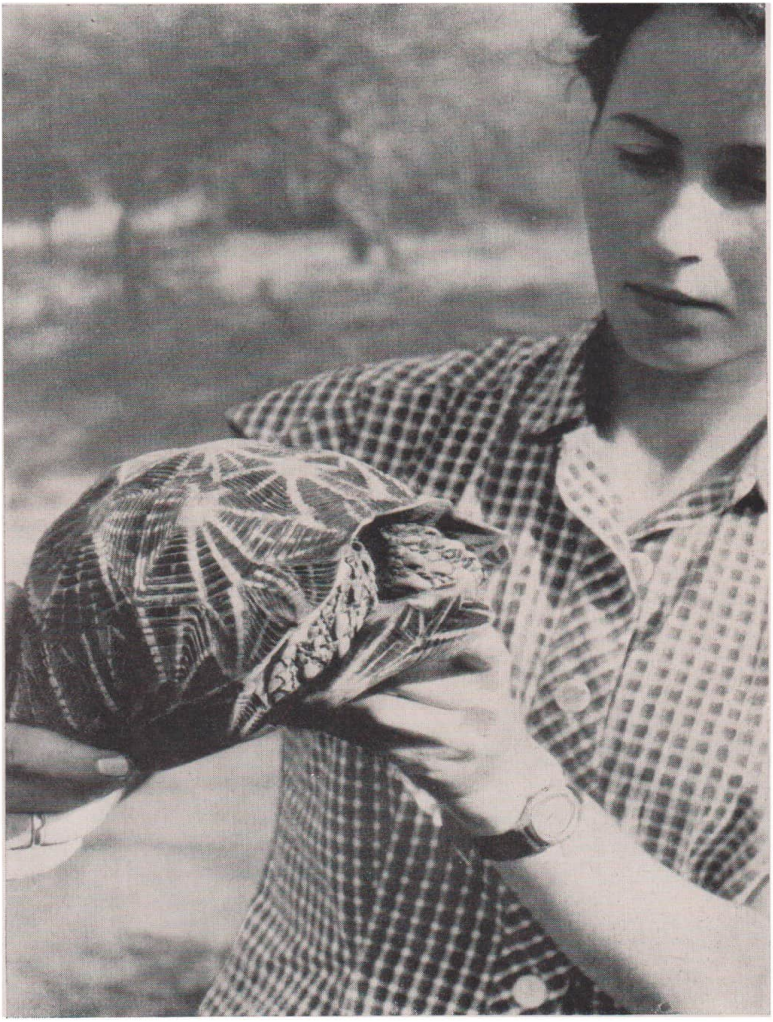
In Gauhati und Shillong entstehen viele neue Gebäude. Es werden vorwiegend Schulen, Universitäten und Krankenhäuser gebaut. In Shillong gibt es auch eine Familienberatung. Das Haus trägt den Namen „Hospital für Familienplanung". Indien ist bemüht, die Geburtenzahl zu beschränken. Mehr als drei Kinder soll sich möglichst keine Familie anschaffen. Die meisten indischen Familien aber besitzen sechs, zehn, ja fünfzehn Kinder. Wir sprachen mit dem Arzt, der die Arbeiter einiger großer Teepflanzungen zu betreuen hat. Er erzählte uns, daß er einmal eine indische Bäuerin gefragt hat, wieviel Kinder sie habe. Die Frau begann zu zählen: „eins, zwei, drei ..." Dann schüttelte sie nachdenklich den Kopf und sagte:

Auch in ihrem Baustil ähneln die Tempel in Darjeeling den tibetanischen Gebäuden

An den Wänden der buddhistischen Klöster sind Gebetstrommeln angebracht (oben) und in ihrer Umgebung wurden von den Gläubigen Gebetstücher aufgehängt

Dieser kleinen „Wildkatze“ begegneten wir in den Straßen von Darjeeling

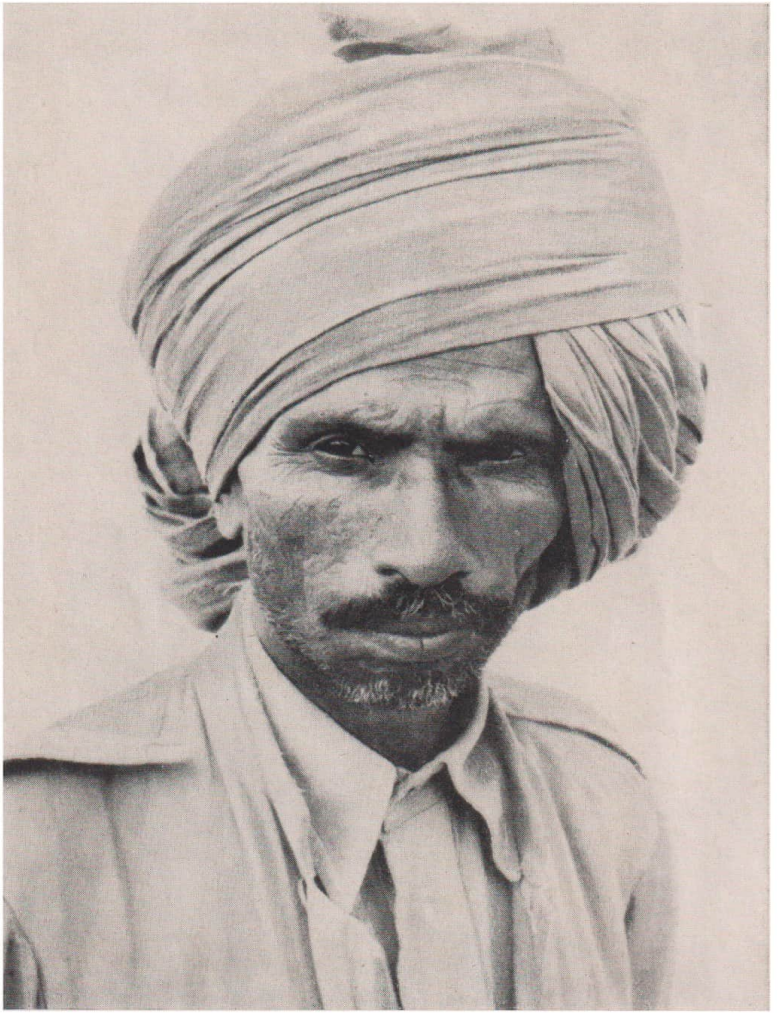
Die Gesichter der Bewohner der nördlichen Grenzgebiete Indiens sind breit, ihre Augen stehen weit auseinander und die Mongolenfalte ist deutlich ausgeprägt



Unser erster Fang: Eine Strahlenschildkröte. Aber wir gaben ihr wieder die Freiheit

Mitten in der sonnenüberstrahlten, heißen Steppe liegt das Dorf Sasangir. Wie es in Afrika auch die Masai tun, sind zum Schutz vor Löwen die Gehöfte mit einem Dornenbuschverhau umgeben

Vor der Regenzeit werden noch einmal die Dächer repariert. Die Hilfsarbeiten beim Dachdecken werden von Frauen durchgeführt



Täglich geht dieser Mann in die Obstgartensteppe von Gir, um die Aufenthaltsgebiete der Löwen festzustellen

„Das habe ich vergessen". Aber Indien bemüht sich, auch den Kindern eine möglichst gute Schulbildung zu geben. Das beweisen die vielen Schulneubauten, die wir überall sahen.
In Kalkutta haben wir auch die Möglichkeit, wieder etwas über das politische Geschehen in der Welt zu erfahren, denn während unseres Dschungelmonates haben wir keine Zeitung in die Hand bekommen und kein Radio gehört. Die Presse berichtet über menschenfressende Tiger. Im Kalahandi-Distrikt wurden im vergangenen Jahr 96 Menschen von Tigern getötet und in den ersten drei Monaten fielen im gleichen Distrikt 36 Menschen den Tigern zum Opfer. Bedeutend niedriger ist die Zahl der Todesfälle, die durch Giftschlangenbiß hervorgerufen wurden. Sie beträgt zehn. Ein Mensch wurde durch einen Bären getötet.

Hinduhochzeit

Wir sind von einem Inder, der im Büro der Handelvertretung als Bote beschäftigt ist, gebeten worden, zu seiner Hochzeit, die heute 18.25 Uhr beginnt, zu kommen und eine Fotografie von ihm und der Braut zu machen. Selbstverständlich habe ich herzlich gern zugesagt, nicht nur, um dem fleißigen und stets hilfsbereiten Mann eine Freude zu machen, sondern um auch die einmalige Gelegenheit wahrzunehmen, eine echte Hinduhochzeit zu erleben und das Zeremoniell zu fotografieren. Selten wird einem Europäer diese Möglichkeit geboten und ich kenne keine Fotografien, die den ganzen Verlauf der Trauung zeigen. Mit Blitzlicht und drei Kameras ausgerüstet fahren wir zur Hochzeitsfeier. Das Fest findet im Hause des Schwiegervaters statt, der im Fabrikviertel von Kalkutta wohnt. Schon vor vielen Jahren sind die Brautleute einander zugesprochen worden und lange hat sich der Bräutigam auf diesen Tag gefreut. Er mußte 800 Rupies sparen, um das Fest veranstalten zu können. Die ersten beiden Tage werden im Hause des Schwiegervaters gefeiert, aber am dritten Tag zieht die ganze Hochzeitsgesellschaft in das Haus des Bräutigams und feiert dort weiter. Zwischen dem Schwiegervater und dem Bräutigam wird vorher die Höhe der Mitgift vereinbart. In diesem Falle haben sich beide auf 300 Rupies geeinigt. Je schöner die Braut, umso geringer ist die Summe der Mitgift und umso billiger wird die Hochzeit für den Brautvater. Die Schönheit ist hauptsächlich von der Hautfarbe abhängig. Sehr erwünscht ist helle Hautfarbe. Ein Vater, der dunkelhäutige Töchter hat, muß viel Geld locker machen, um seine Töchter unter die Haube zu bringen. Dem Kraftwagenfahrer der Handelsvertretung hat ein Inder seine dunkelhäutige Tochter angeboten und ihm eine Mitgift von 9 000 Rupies geboten. Von diesem Geld hätte sich der Fahrer einen Wagen kaufen und als Taxichauffeur sein Geld verdienen können. Aber die Haut des Mädchens war zu dunkel. So hat er dankend abgelehnt.
Nach einer halbstündigen Fahrt erreichen wir das festliche Haus. Der Schwiegervater kommt uns entgegen und begrüßt uns herzlich. Leider verstehen wir seine Worte nicht, aber wir sehen es seinen strahlenden Augen an, daß ihm unser Besuch große Freude bereitet. Stühle werden herbeigeschafft, denn man will es den Europäern nicht zumuten, mit den anderen Hochzeitsgästen auf dem Boden zu hocken. Es sind arme, aber saubere und ehrliche Menschen, bei denen wir zu Gast sind. In keinem der Räume finden wir eine Möbeleinrichtung, nur Bilder an den Wänden,

die Hindugötter darstellen. Es ist auch zwecklos, sich Möbel anzuschaffen und Kleider in den Schrank zu hängen, denn die hohe Luftfeuchtigkeit in Kalkutta zerstört alles. Schon nach kurzer Zeit bilden sich Schimmelpilzrasen an Möbeln und Kleidern.

Auf dem Fußboden des Zimmers, das wir betreten, liegt ein handgewebter Teppich. An der Wand sitzt der Bräutigam, umgeben von seinen Freunden. Er trägt eine weiße „Windelhose" und hat ein weißes Tuch wie einen Umhang über die Schultern gelegt. Auf seinem Kopf sitzt eine weiße, kunstvoll aus Papier gefertigte Krone. Seine Freunde hängen uns Blütenkränze um den Hals, deren süßer Duft das Zimmer füllt. Die Braut ist nicht zu sehen. Sie befindet sich bei ihren Freundinnen in der ersten Etage. Auch der Priester ist noch nicht eingetroffen. Ich mache meine Kameras schußbereit und fotografiere den Bräutigam im Kreise seiner Freunde. Inzwischen wird uns Coca Cola angeboten und süße Kuchenplätzchen werden serviert. Wenn auch das Haus und die Menschen einen sehr sauberen Eindruck machen, so ist diese Sauberkeit doch nicht ausreichend, um bei der Herstellung der Speisen Krankheitserreger, besonders die Ruhramöbe, auszuschalten. Ich habe deshalb wenig Lust, am Hochzeitsschmaus teilzunehmen und greife zu einer Notlüge. Ich lasse den Leuten sagen, daß es unsere Sitte leider verbietet, am 1. Mai vor Mitternacht Speisen einzunehmen. Da sie selbst unzählige ähnliche Gebote kennen, haben sie Verständnis für unsere Enthaltsamkeit.

Die feierliche Stille wird plötzlich durch dumpfe Laute unterbrochen. Kleine Mädchen, Schwestern der Braut, treten ein und blasen auf großen Muscheln. Das Kommen des Priesters wird angekündigt. Der Hindupriester setzt sich mit dem Schwiegervater in einem Nebenraum nieder. An eine Wand sind mit roter Farbe seltsame Figuren gemalt und auf dem Boden steht eine große Kupferschale mit Silbergeld: die Mitgift. Außerdem sind in kleinen Schalen, Töpfchen und Paketen Utensilien untergebracht, die bei der Trauung eine Rolle spielen. Der Priester spricht einen Text vor, den der Schwiegervater wiederholen muß. Dabei hocken beide im Schneidersitz am Boden. Der Brautvater hat die Hände aneinandergelegt. Dieses Nachbeten dauert fast eine halbe Stunde. Dann wird der Bräutigam gerufen, der sich auch zu den beiden setzt und aus der Hand des Priesters verschiedene Schälchen mit Gewürzen und Lebensmitteln entgegennimmt. Auch ein Bruder der Braut muß sich jetzt mit zu der Gruppe setzen und erhält von dem Priester eine aus Stoff gefertigte Puppe, die er an seine Stirn drückt. Dann verläßt der Bräutigam das Zimmer und tritt in den Hof hinaus, wo bereits die Schwiegermutter und die Freundinnen der Braut auf ihn warten. Er muß sich auf eine Holztafel, die mit weißen Figuren bemalt ist, stellen. An den vier Ecken der Tafel sind kleine Lehmhaufen errichtet, in denen Zweige stecken. Die Schwiegermutter nimmt einen Bindfaden, mißt den Schwiegersohn von Scheitel bis zur Sohle und läßt sich eine Banane reichen. Sie entfernt die Enden der Banane und knetet in das Mittelstück den Faden hinein. Dann verschlingt sie den Bananenkloß mit Bindfaden. Nun heben die Freundinnen eine Bastmatte, auf der halbierte Fruchtschalen liegen, über den Kopf des Bräutigams, werfen die Schalen weg und ziehen die Matte zwischen seinen Beinen hindurch. Dann zünden sie Fackeln an und schreiten im Reigen um ihn herum. Sie tunken ihre Finger in eine Flüssigkeit und betupfen sein Gesicht. Die Schwiegermutter fesselt seine Hände mit einer goldenen Kette. Als auch dieses Zeremoniell vorüber ist, tauscht der Bräutigam seinen Leinenumhang gegen ein weißes, dünnes Seidentuch aus. Nun ist er bereit, die Braut zu empfangen. Auf einer Holztafel mit unter-

geschlagenen Beinen sitzend wird die Braut von ihren Brüdern die Treppe heruntergetragen. Sie hat ihr Gesicht mit einem Blatt verhüllt, das sie sich mit der rechten Hand fest auf die Augen drückt. So wird sie mehrmals um den Bräutigam herumgetragen und vor ihm niedergesetzt. Sie erhebt sich, läßt das Blatt fallen und schaut ihm in die Augen. Diese Begegnung wird mit kräftigem Tuten auf den Muscheltrompeten von den Schwestern der Braut untermalt. Jetzt nimmt der Bräutigam seine Blütenkränze vom Hals und hängt sie der Braut um, die ihre Kränze dem Bräutigam gibt. Dieser Tausch der Kränze wird mehrfach wiederholt. Dann verlassen beide den Hof und gehen zum Priester, der die Hände des Brautpaares zusammenfesselt. Dabei hocken sie am Boden. Ein Tuch wird über ihren Köpfen ausgespannt. Der Priester murmelt ein Gebet und ergreift eine Holzscheibe, auf die er rotes Farbpulver schüttet. Die Scheibe drückt er dem Bräutigam in die Hand, der sie über den Scheitel seiner Braut zieht und so einen roten Strich auf den Scheitel malt. Diese Handlung wird von allen Hochzeitsgästen mit hohen, trillernden Lauten beantwortet. Mit dieser roten Markierung des Scheitels ist die Hochzeit vollzogen. Jede verheiratete Hindufrau färbt sich ihren Scheitel rot. Die Braut zieht sich ihren Sari über das Haar, denn ab dieser Minute geziehmt es sich für sie nicht mehr, mit unbedecktem Kopf fremden Menschen gegenüberzutreten.

Ich habe über hundert Aufnahmen geblitzt und bin in Schweiß gebadet. Jede Handlung habe ich versucht, auf Farb- und Schwarzweißfilm festzuhalten. Es war mir völlig klar, daß die Aufforderung, ein Hochzeitsbild vom Brautpaar zu machen, so nicht verstanden werden sollte. Der Priester warf mir wiederholt böse Blicke zu. Aber es war mir auch klar, daß ich diese einzigartige Gelegenheit ausschöpfen mußte. Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß ich ohne Widerspruch jede sakrale Handlung im Bild festhalten darf. So ist es mir gelungen, eine echte Hinduhochzeit in allen Einzelheiten zu fotografieren.

Was aber geschieht nach der Trauung? Die ersten beiden Nächte verbringt der Ehemann mit seiner Frau im Hause des Schwiegervaters. Aber die Freundinnen der jungen Frau lassen das Paar nicht allein. Sie necken den neugebackenen Ehemann und geben keine Ruhe. Er kann weder mit seiner Frau Zärtlichkeiten austauschen — denn eine Inderin wird auch in Anwesenheit ihrer besten Freundin nie ihren Mann küssen — noch ein Auge zu tun. Erst in der dritten Nacht ist er mit seiner Frau in seiner Wohnung allein. Aber tagsüber wird weitergefeiert.

Ich möchte gern noch erfahren, was die vielen symbolischen Handlungen, die während der Hochzeit ausgeführt wurden, bedeuten. Aber die jungen Leute wissen es nicht. Deshalb bitte ich den Fahrer der Handelsvertretung, seinen Vater zu fragen und mir zu berichten. Wir verabschieden uns von den gastfreundlichen Menschen mit dem Versprechen, daß wir dem Brautpaar eine Serie Hochzeitsbilder überreichen werden.

Zum Fuße des Himalaja

In zweistündigem Flug haben wir Bagdogra, ein Städtchen am Fuße des Himalaja, erreicht. Hier wartet ein Wagen auf uns, der uns nach Darjeeling, dem Tor zum höchsten Gipfel der Erde, zum Mount Everest, bringen soll. Aber bevor wir den Flugplatz verlassen, werden von der

Polizei unsere Pässe kontrolliert, denn wir befinden uns im Grenzgebiet Indiens. Die Straße führt schnurgerade auf steil ansteigende Berge zu. Bald nimmt uns üppiger Urwald auf. Am Straßenrand liegen die Schienen der Kleinbahn, deren Endstation Darjeeling ist. Bald lichtet sich der Wald. In engen Serpentinen klettert die schmale Straße auf die Berge hinauf. Oft bleiben an den Kurven nur wenige Zentimeter zwischen den Rädern unseres Wagens und dem viele hundert Meter abfallenden Berghang. Wir fahren durch Teegärten, die in Terrassen übereinander angepflanzt sind. Die Menschen, denen wir am Straßenrand begegnen, haben breite Gesichter und starke Mongolenfalten an den Augen. Manche Frauen tragen schweren Goldschmuck, der über den Mund hinweghängt, in der Nasenscheidewand. Immer gewaltiger wird die Landschaft. Wolken wälzen sich über die Berge und ziehen tief unter uns ins Tal. Mitunter hüllen sie viele Kilometer der Straße ein. Obwohl der Fahrer kaum zehn Meter weit sehen kann und die Paßstraße Gegenverkehr hat, hält er seine Geschwindigkeit, macht aber vor jeder Kurve regen Gebrauch von der Hupe. Oft quietschen die Bremsen, wenn plötzlich ein Kraftwagen vor uns auftaucht oder die Kleinbahn uns entgegenkommt. Plötzlich reißt die Wolkenwand auf und die Sonne strahlt wieder über den Bergen. Uns singt das Blut in den Ohren, so steil steigt die Straße an. Kälte dringt in den Wagen. Wir ziehen unsere Pullover an. Große, immergrüne Lebensbäume stehen neben Bananenstauden, Palmen, Bambus und Farnen. Hatte uns die Fahrt nach Shillong schon tief beeindruckt, so sind wir von der unbeschreiblichen Schönheit des Himalajas einfach gebannt. Wer das Wort: „Neapel sehen und sterben" geprägt hat, konnte es nur tun, weil er nie in Darjeeling war. Die Dörfer kleben an den Bergen. Schmale Pfade führen zu ihnen hinauf. Am Rand der Wege stehen hohe Maste mit weißen Tüchern behangen, die im Wind flattern. Der Regen hat die buddhistischen Gebete, die von den Gläubigen auf diese Tücher geschrieben worden waren, abgewaschen und die Sonne hat sie ausgebleicht. Häuser rücken an die Straße heran. Menschen drängen sich durch enge Gassen, der Endbahnhof taucht auf, Darjeeling ist erreicht.

Unser Wecker klingelt 3.30 Uhr in der Nacht, denn um 4 Uhr haben wir uns einen Jeep bestellt, der uns auf den elf Kilometer entfernten Tigerberg fahren soll. Dort wollen wir den Sonnenaufgang erleben. Noch schmaler und noch steiler als die Straße von Bagdogra nach Darjeeling ist der Weg, der auf den Tigerberg führt. Ein kalter Wind weht und läßt uns frieren, obwohl wir alle verfügbaren Pullover und Jacken angezogen haben. Aus milchigem Dunst steigt die Sonne auf. Ihre Strahlen fallen zuerst auf die schneebedeckten Häupter der Riesen des Himalajas. Von Minute zu Minute tritt der Berg des bösen Dämons, der Kanchenjunga, deutlicher hervor und die Schatten in seinen eisigen Schluchten lassen ihn plastisch heranrücken. Aber noch ein zweiter Gipfel leuchtet auf. Das Licht zeichnet seinen Grad nach. Ein Berg, der zahlreiche Opfer gefordert hat, ein Gipfel, zu dem sehnsuchtsvoll schon viele Menschen vom Tigerberg aus geblickt haben, ehe sie in Darjeeling aufbrachen, um ihn zu bezwingen, den höchsten Berg unserer Erde, den Mount Everest. Nur selten ist sein Gipfel nicht von Wolken verhüllt. Wir haben das große Glück, ihn schon am ersten Tag zu sehen. Neben uns steht eine Gruppe Bergsteiger, die mit Rufen des Erstaunens das Aufleuchten dieses Berges begrüßen. Aber nur wenige Minuten zeigt sich uns der Mount Everest, dann verschwindet er hinter Wolken und ein Dunstschleier deckt auch den Kanchenjunga zu. Jetzt kann ich verstehen, daß diese Berge Menschen mit unbeschreiblicher Macht locken, daß es Menschen gibt, die ihr Leben

einsetzen, um diese Gewaltigen zu bezwingen. Schweigend steigen wir in unseren Jeep und fahren zum Hotel zurück, um uns mit heißem Tee aufzuwärmen.

Trommelschlag läßt uns aufhorchen. Ein Gaukler ruft Zuschauer herbei. Auf einem kleinen Platz zwischen eng aneinander gedrängten Häusern hat er auf Pfählen ein Seil ausgespannt. Wir stellen uns zu den Zuschauern, um die Vorstellung zu erleben. Während der Mann in uns unverständlicher Sprache Erklärungen gibt, zeigt seine Frau — eine Tibetanerin mit langen, schwarzen Zöpfen und zwei dunkelbraunen Augen, geschmeidig wie eine Katze — großartige artistische Leistungen. Sie streckt beide Arme nach hinten, legt die Hände fest ineinander und zieht die Arme über den Kopf nach vorn, wobei ein Oberarm aus dem Gelenk springt und sofort wieder einschnappt. Sie läuft auf dem Schlappseil barfuß und in gewöhnlichen Straßenschuhen. Ich fotografiere jede Darbietung. Zum Schluß steckt sie eine Eisenstange in den Boden, legt das andere Ende der Stange an ihren Hals und stemmt sich mit aller Kraft dagegen, bis die Eisenstange sich biegt. Der Mann geht mit einer Messingschale herum, um das Trinkgeld einzusammeln. Zuerst kommt er zu mir und fordert laut zehn Rupies. Aber ich bin kein Greenhorn mehr und gebe ihm eine Rupie. Er ist auch damit zufrieden. Doch seine Frau versucht, mir noch ein Geldstück zu entlocken. Ich nütze die Gelegenheit, um von diesem interessanten, katzenhaften aber schönen Gesicht einige Portraitaufnahmen zu machen. Dann drücke ich ihr noch eine halbe Rupie in die Hand.

Am Abend besuchen wir einen kleinen buddhistischen Tempel. Er thront auf einem Hügel umgeben von Bäumen, zwischen denen Seile mit vielen tausend Fähnchen ausgespannt sind. Einmal im Jahr bringen die Gläubigen ihre mit dem „Om mani padme hum", dem buddhistischen Gebet, beschriebenen Tuchfetzen zum Tempel und hängen sie hier auf. Die Gebetsfähnchen flattern im Wind. Zwei Frauen mit ihren Kindern verrichten ihr Gebet. Sie ziehen die Schuhe aus und schreiten mit aneinandergelegten Händen um den Tempel. Wenn sie eine Runde beendet haben, schlagen sie an eine große Glocke. Von frommer Ergriffenheit ist bei ihnen nichts zu spüren. Sie kichern und lachen während sie im Kreise laufen. Den Kindern macht es besondere Freude, so oft wie möglich die vielen kleinen Glöckchen zu läuten, die am Tempel angebracht sind. Schließlich legen sie vor dem Bildnis des Buddha Blüten nieder, tauchen ihre Zeigefinger in die rote Farbe, mit der die Buddhastatuen eingerieben sind und zeichnen sich einen roten Strich auf die Stirn. Auch die Kinder werden mit Farbe bemalt. Dann verneigen sie sich noch einmal vor dem Heiligenbild und verlassen wieder fröhlich lachend den Tempel.

Wir sind die letzten Besucher des Tempels. Das ermutigt den Mönch, uns anzusprechen. Er überreicht uns zwei verwelkte Rosenblüten und behauptet, daß sie uns viel Glück bringen werden. Unruhig gleiten seine Augen hinter der Brille hin und her. Sein Mund lächelt krampfhaft, während seine Hand sich zum Empfang des erhofften Trinkgeldes öffnet. Aber so leicht soll er sich das Geld nicht verdienen. Wir fragen ihn, welche Bedeutung die Fähnchen haben. „Om mani padme hum", flüstert er, geht zum Tempel, reißt ein Gebetsfähnchen ab und liest uns das Gebet, das in Sanskrit geschrieben ist, vor. Dann überreicht er mir das Tuch und grinst mich wieder an, die bettelnde Hand mir entgegenstrekkend. „Ich glaube, der Mönch verkauft uns noch den ganzen Tempel", sage ich zu Ursula und betrachte mir das gelbe, mit uns unverständlichen Schriftzeichen beschriebene Tuch. Wieder verschwindet der Mönch hinter

den vielen Tuchfetzen, die über dem Eingang zum Tempel hängen und holt ein weiteres Gebet herbei, das auf handgeschöpftes Papier geschrieben ist. Er schaut fragend zu einem anderen Mönch hinüber, der damit beschäftigt ist, die roten Tücher, die vor dem Allerheiligsten hängen, einzureißen. Zwischen den zum Lächeln geöffneten Lippen des Mönches erscheinen die vom Betelkauen dunkelrot gefärbten Zähne. Er kann mir nicht in die Augen schauen. Wahrscheinlich fühlt er sich bei diesem Verschachern von Gebetstüchern, die Gläubige zum Tempel brachten, um für sich Glück und Gesundheit zu erbitten, nicht sehr wohl. Ich bereite seiner Pein ein Ende, drücke ihm ein Geldstück in die Hand und stecke die Gebetstücher ein. Es reizt mich zu versuchen, ihm noch andere Gegenstände des Tempels abzuhandeln. Ich bin gespannt, wie weit er diesen Ausverkauf treiben würde. Aber Ursula bittet mich, den armen Kerl nicht noch mehr in Versuchung zu führen.

Im buddhistischen Kloster

Sieben Kilometer von Darjeeling entfernt liegt das Kloster Ghoom. Leider ist es völlig in Wolken gehüllt, als wir es erreichen. Ein Mönch begrüßt uns freundlich und führt uns in den Tempel. Große Regale mit beschriebenen Papierrollen stehen an den Wänden. An der Giebelseite hockt ein riesiger, vergoldeter Buddha. Zahlreiche kleinere Buddhastatuen sind in Glasschränken untergebracht. Es riecht nach Weihrauch. Zwei Gebetsmühlen, von der aufsteigenden Wärme kleiner Ölflämmchen getrieben, drehen sich. Der Buddha ist mit Tüchern behangen. Aber auch das schwarze Antlitz der Göttin Kali grinst aus einer Ecke hervor. Gepolsterte Bänke stehen vor den Regalen. Auf ihnen lassen sich die Mönche nieder, wenn sie die Schriften studieren. Am Eingang sind lange, aus Kupfer und Silber hergestellte Trompeten aufgestellt, die an Festtagen von den Mönchen geblasen werden. Für ein entsprechendes Trinkgeld ist der Priester, der uns den Tempel zeigt, bereit, die Mönche zum Gebet zu rufen. Auch in diesem Kloster wird aus dem religiösen Zeremoniell wieder ein Geschäft gemacht. Wir lehnen dankend ab.

Auf dem Markt in Darjeeling treffen sich die verschiedensten Menschen. Nepalesinnen mit schwerem Goldschmuck in den Ohren und in der Nasenscheidewand hocken neben tibetanischen Frauen, die selbstgedrehte Zigaretten rauchen und geduldig auf Kunden warten. Wie in Shillong werden auch hier alle Arten des europäischen Gemüses angeboten: Blumenkohl, Möhren, Kraut, Blattsalat, rote Rüben, grüne Bohnen, Radieschen und Gurken. Die Gewänder der Frauen sind noch farbenfreudiger als in Assam. Die Männer tragen wollene Jacken und Pelzmützen. Andenken werden in reicher Auswahl angeboten, denn Darjeeling ist ein Erholungsort für die Menschen, die in der Tropenhitze des Tieflandes leben. Gehirnschalen buddhistischer Mönche als Trinkgefäße verarbeitet, Flöten aus menschlichen Oberschenkelknochen, geschnitzte Tanzmasken der Lamapriester, Gebetsmühlen aus Elfenbein und Silber, handgeknüpfte Teppiche, Leopardenfelle, echte und imitierte Edelsteine, Amulette, Schmuckkästchen, Öllampen, Buddhaplastiken aus Bronze, Elfenbein und Holz, Trommeln, kunstvoll mit Götterfiguren bemalte Tücher und tausend andere Gegenstände liegen in den Läden. Aus verschiedenstem Material verarbeitet sieht man immer wieder die teuflische Fratze des bösen Dämons, der auf dem Kanchenjunga wohnt. Er ist das Sinnbild des Bösen.

Ihn fürchten die abergläubischen Menschen. Seinen Kopf ziert eine Krone aus Menschenschädeln. In seinem aufgerissenen Maul sitzen Raubtierzähne und wie eine Schlange ragt zwischen dem furchtbaren Gebiß die Zunge hervor.

Bettelmönche gehen von Laden zu Laden und bitten um eine Gabe. Sie halten eine Schale hin, in die manche Lebensmittel, andere Geld werfen. In der linken Hand tragen sie eine Glocke, mit deren Klang sie auf sich aufmerksam machen. Zwischen den Verkaufsständen sitzen zwei Männer in ein Brettspiel vertieft, das unserem Damespiel ähnelt. Schnaufend und dicken Rauch ausstoßend rattert die Kleinbahn durch die engen Straßen. Auf ihren Puffern sitzen Eisenbahner, die durch Rufen und Pfeifen die Menschen von den Gleisen herunterjagen. Mit dem Teleobjektiv picke ich mir aus diesem bunten Treiben interessante Bilder heraus.

Seit gestern nachmittag ist Darjeeling in Wolken gehüllt. In den Abendstunden entlud sich ein Gewitter über den Bergen. Der Regen strömte herab und der Donner wurde in vielfachem Echo von den Bergen zurückgeworfen. Wir müssen unser Vorhaben, die Bergrhesusaffen zu suchen, aufgeben, denn oft ist der Nebel so dicht, daß man kaum zehn Meter weit sehen kann. Der Forstbeamte hat uns seine Unterstützung zugesagt und will uns seinen Jeep zur Verfügung stellen, aber der Dämon vom Kanchenjunga hat schlechtes Wetter zusammengebraut.

Ein buddhistisches Kloster liegt am Rande der Stadt Kalimpong. Wir besichtigen es, während die Mönche auf den niedrigen Sitzbänken hocken und ihre Gebete laut lesen. Vor ihnen liegen die Gebetsbücher, die aus schmalen Blättern bestehen. Diese Seiten sind nicht gebunden oder geheftet, sondern liegen lose übereinander. Der Einband besteht aus zwei Holzplatten, zwischen denen die Blätter, in ein Tuch gebunden, liegen, wenn sie nicht benutzt werden. Etwa aller halben Stunden, wahrscheinlich wenn ein Gebet beendet ist, blasen einige der Mönche die großen Trompeten und schlagen an die Glocken.

Um den Tempel herum laufen Gläubige aus Kalimpong. Sie versetzen die vielen Gebetsmühlen, die außen an den Wänden des Tempels angebracht sind, durch heftige Stöße in Umdrehungen, murmeln dabei das „Om mani padme hum" und zählen ihre Gebete an Perlenketten ab, die sie durch die Finger gleiten lassen. Vor dem Eingang zum Tempel verneigen sie sich. Auch diese Frommen verrichten ihre Gebete ohne innere Anteilnahme. Sie winken uns lachend zu, während sie um den Tempel wandern. Nur ein altes Mütterchen bleibt ernst und bemüht sich immer wieder mit allen ihr zur Verfügung stehenden Kräften, eine über zwei Meter hohe, aus schwerem Kupfer hergestellte Gebetsmühle zu drehen.

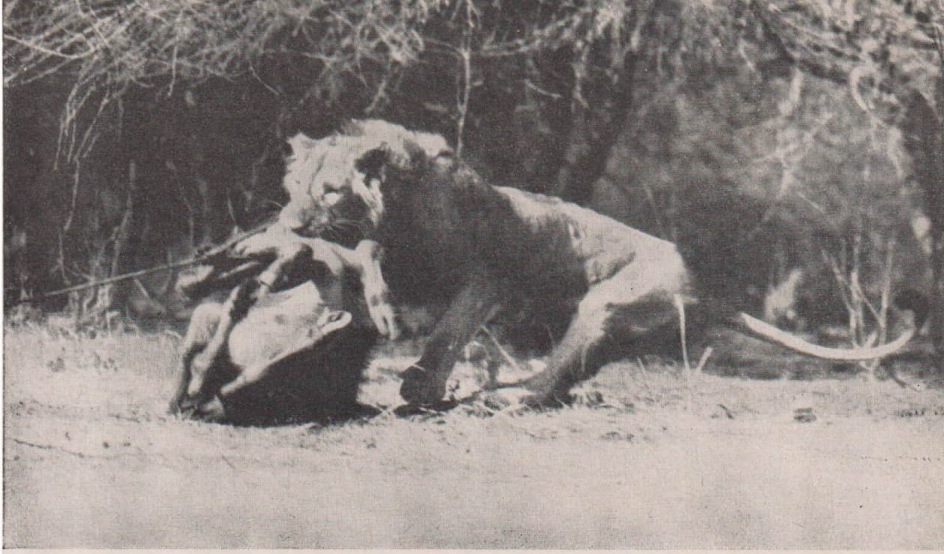
Die in der Küche tätigen Mönche sind von der Gebetshandlung befreit. Sie führen uns in ihre Studierstube und zeigen die vielen indischen Götter, die als Plastiken aufgestellt sind oder an die Wände gemalt wurden. Darunter ist auch die oft wiederkehrende Darstellung eines furchtbaren Dämons, der die Sonne mit seinen Pranken umfaßt und in sein weit aufgerissenes Maul schiebt. Zum Schluß der Führung dürfen wir durch ein kleines Fenster einen Blick in ein Zimmer werfen, wobei uns einer der Mönche darauf aufmerksam macht, daß an der Wand das Bild der englischen Königin, der Queen Viktoria, hängt. Ich erkläre ihm, daß uns dieser Anblick nicht sehr beglückt und sage ihm, daß wir Deutsche sind. Er ist enttäuscht, daß ihm diese Überraschung nicht gelungen ist. Nur die Küche dürfen wir nicht betreten. Der Koch unterscheidet sich durch seinen dicken Bauch von den anderen, meist schlanken Mönchen.

Ich fühle mich veranlaßt, den Mönchen auch eine kleine Darbietung zu geben und zeige ihnen meinen Belichtungsmesser. Mit Ausrufen des Erstaunens betrachten sie die Bewegungen der Nadel. Wenn ich das Lichtfenster mit der Hand abdecke, geht die Nadel zurück, wenn ich es freigebe, schlägt sie aus. Dazu flüstere ich die Zauberformel, die ich als Kind so oft beim Beschwören der Geister im Handpuppentheater hörte: „Sim sala bim". Sofort sprechen die Mönche nach: „Sim sala bim". Sie wünschen, daß ich die geheimnisvolle Zauberei noch oft wiederhole und entzückt flüstern sie beim Ausschlagen der Nadel: „Sim sala bim". Wenn ich auf den Auslöser meiner Kamera drücke, sagen sie „Sim sala bim" und ich höre, wie ein Mönch, der mit einem kleinen Hund spielt, dem Tier ins Ohr flüstert „Sim sala bim". Auch als wir uns schließlich von ihnen verabschieden, grüßen sie uns mit „Sim sala bim". Sollte in nächster Zeit ein Kulturhistoriker das Kloster besuchen, so wird er erstaunt feststellen, daß die magische Formel „Sim sala bim" nicht nur auf den Varietébühnen Europas von den Zauberkünstlern benutzt wird, sondern auch ein alter Bestandteil der buddhistischen Religion in Indien ist und wahrscheinlich darüber eine längere Abhandlung schreiben.

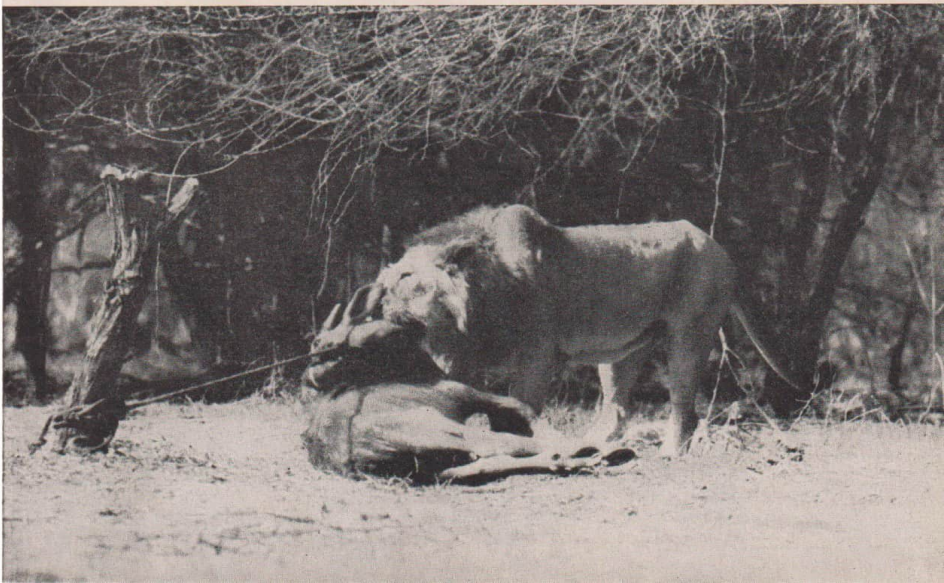
Wir sind nach Bagdogra gefahren, um nach Kalkutta zurückzufliegen. Aber das stürmische Wetter macht uns Sorgen. Wie wir erfuhren, konnte gestern das Flugzeug, das von Kalkutta kommt, nicht in Bagdogra landen, sondern mußte nach Kalkutta zurückfliegen. Eine dunkle Wolkenwand schiebt sich über die Ebene auf die Vorberge des Himalajas zu. Mit einer Verspätung von fünfzehn Minuten landet das Flugzeug in Bagdogra. Die Passagiere sind kreideweiß und die Stewardeß bringt gefüllte Speitüten. Wir sind auf alles gefaßt.

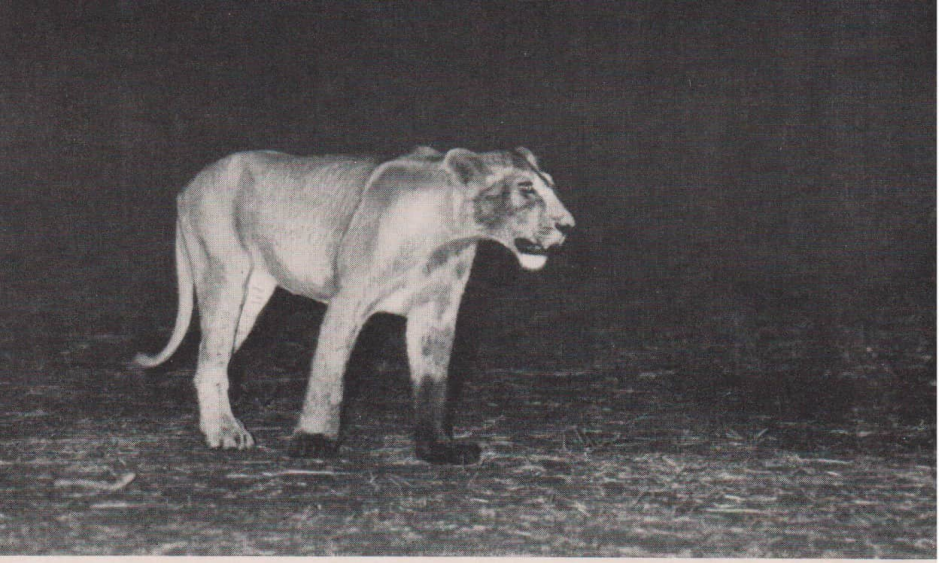
Als wir das Flugzeug besteigen, drückt die Stewardeß jedem Fluggast eine Tüte in die Hand. Wir legen uns so weit als möglich in den Sesseln zurück. Die Maschine startet, geht steil hoch, wird vom Sturm erfaßt und geschüttelt. Wir müssen angeschnallt bleiben. Immer dunkler werden die Wolkenmauern, in die wir hineinfliegen. Wird der Flughafen Kalkutta unserer Maschine die Erlaubnis zur Landung erteilen? Der Horizont ist schwefelgelb. Blitze zucken in den Wolken. Auch die Stewardeß hat sich angeschnallt. Die Maschine fällt und steigt wie ein Fahrstuhl, den ein Irrsinniger bedient. Ich versuche eine Zeitung zu lesen, um mich abzulenken. Aber es gelingt mir nicht, mich zu konzentrieren. Immer wieder wird der Blick durch die Fenster auf das Unwetter gezogen, das sich schnell Kalkutta nähert. Schon liegt der Flughafen im Dunkeln. Nur die Markierungslichter leuchten am Boden auf. Die Maschine setzt zur Landung an. Schnell verliert sie an Höhe, wird aber vom Wind immer wieder gepackt, hochgehoben und gestoßen. Als das Flugzeug endlich auf der Rollbahn entlanggleitet, atmet jeder auf. Wenige Minuten nach unserer Landung bricht das Gewitter über Kalkutta los.

Wir haben unseren Reiseplan geändert. Das ungewöhnlich zeitig einsetzende Regenwetter veranlaßt uns, von Kalkutta nicht wie ursprünglich vorgesehen nach dem Süden Indiens zu gehen, sondern vorher das Löwenreservat auf der Gir-Halbinsel nördlich von Bombay zu besuchen. Dort soll der Monsunregen eigentlich erst Ende Juni einsetzen. Aber ich bin mißtrauisch geworden, denn auch in Darjeeling und Kalkutta müßte normalerweise im Mai klares Wetter sein. Wenn wir aber im Gir-Reservat vom Regen überrascht werden, dann sitzen wir im Schlamm fest, denn das Gebiet ist Buschsteppe mit lockerem, staubigem Boden, ähnlich der ostafrikanischen Steppe. Deshalb möchte ich die Beobachtungen im Löwengebiet Indiens noch im Mai abschließen und anschließend nach

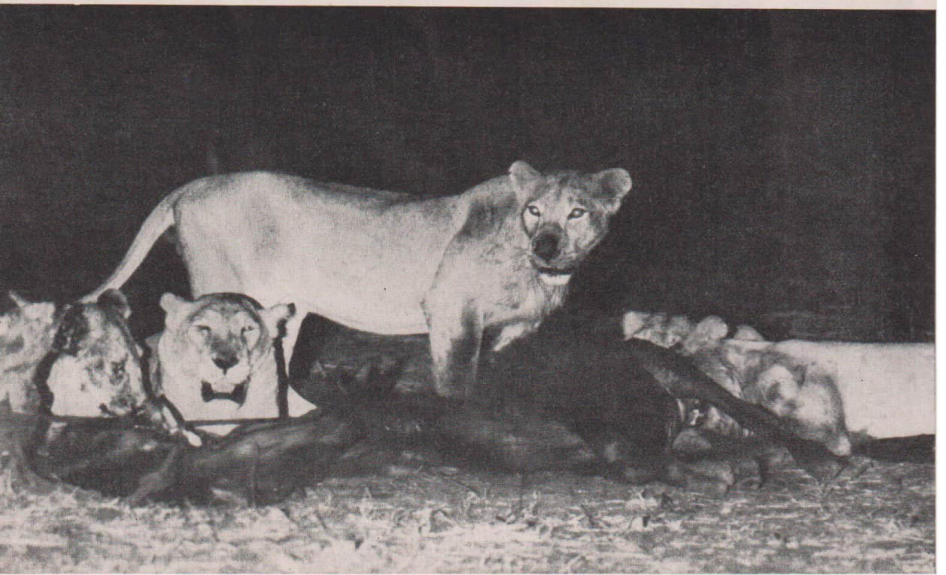


Der Löwe greift an. Er beißt den Wasserbüffel in den Hals (oben) und saugt das Blut aus, bis der Tod des Tieres eintritt

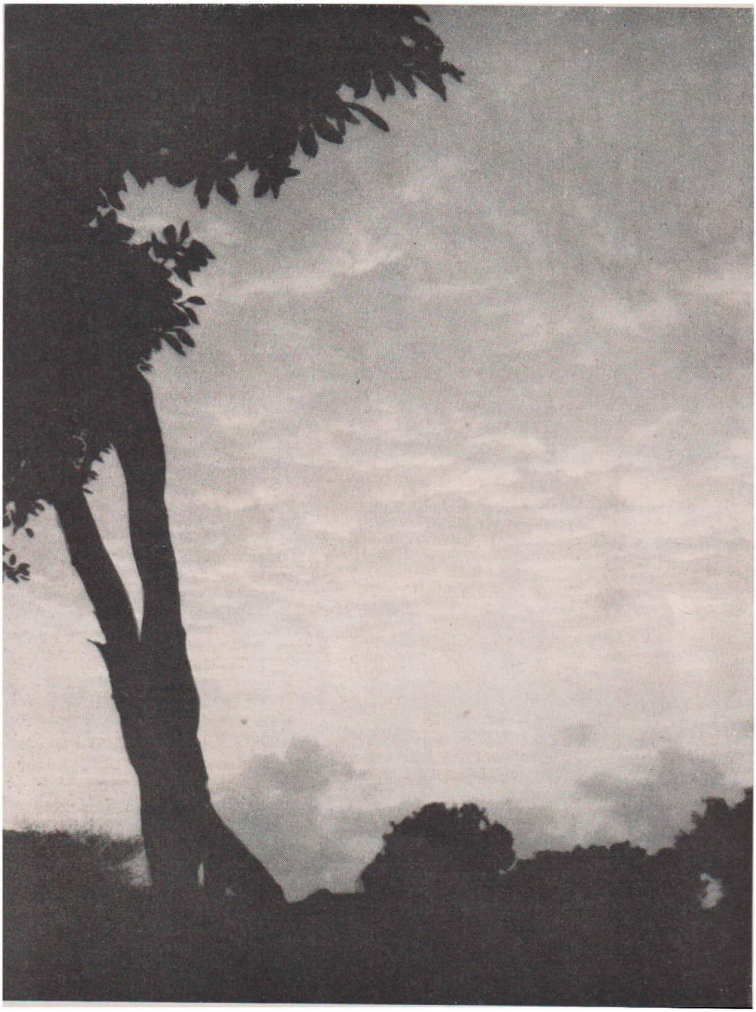




Sieben Löwen waren in dieser Nacht am Riß. Ihre Beine und Mäuler sind vom Blut rot gefärbt



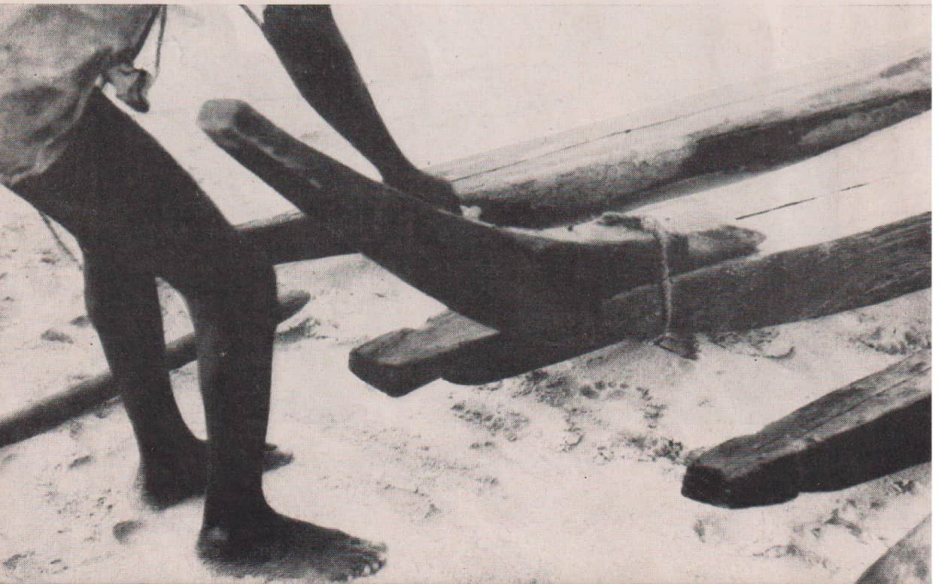
Bis auf acht Meter gingen wir an die Löwen heran (oben). Sie beachteten uns nicht. Im Hals des vom Löwen geschlagenen Büffelkalbes fand ich nur die beiden Einstiche der Eckzähne des Oberkiefers. Andere Verletzungen zeigte das Tier nicht (unten). Die beiden tödlichen Wunden sind mit Zweigen gekennzeichnet.

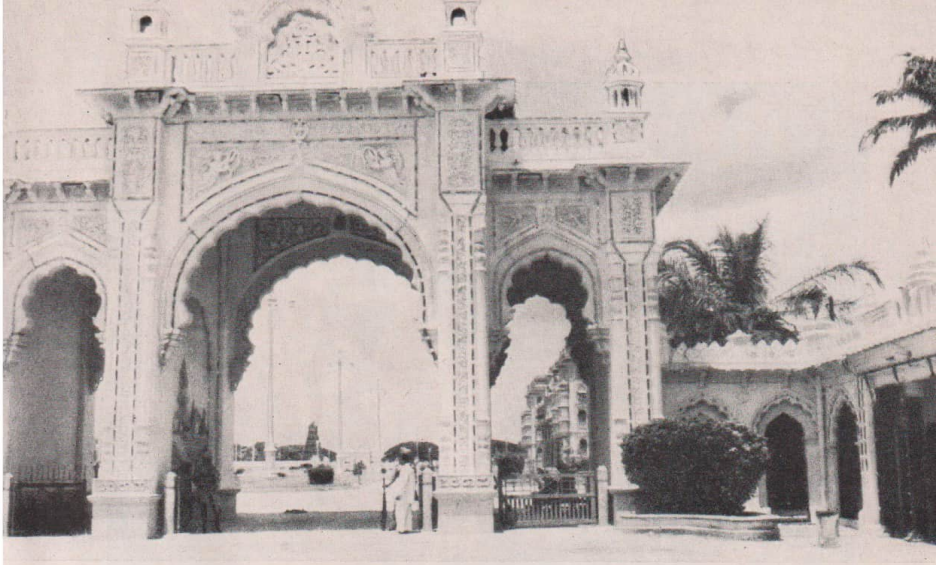


Über der Löwensteppe von Sasangir geht die Sonne unter

Lachend, als wäre ihre Arbeit ein Kinderspiel, umringen mich die mutigen Fischer von Madras

Die Fischer fahren mit schmalen Segelbooten auf das Meer hinaus (oben). Die Boote bestehen nur aus fünf Balken, die mit Seilen zusammengebunden werden (unten)





Am Eingang zum Palast des Maharadschas von Mysore steht die Wache (oben). Drei Tigerschädel mit schweren Schußverletzungen. Alle drei Tiger überlebten diese Verletzungen, aber wurden gefürchtete Menschenfresser, weil sie nicht mehr in der Lage waren, Wild zu jagen

Wer unter dem Bein des Nandibullen von Mysore hindurchkriecht, darf auf reichen Kindersegen hoffen

dem Süden reisen. Ich habe dem zuständigen Forstbeamten unser Kommen mitgeteilt und gebeten, uns einen Jeep zum Flugplatz Keshod zu senden. Leider können wir nicht vor dem 18. Mai in Keshod eintreffen, da erst am Freitag Plätze in dem Flugzeug nach Bombay zu haben sind und die nächste Maschine von Bombay nach Keshod am 18. Mai fliegt. Im Gir-Reservat leben die letzten indischen Löwen. Ihre Zahl wird auf 300 Stück geschätzt. Wir hoffen außerdem, Nilgauantilopen, Gazellen, Affen und Stachelschweine dort beobachten zu können.

Hitze, Staub und Durst

Wir haben Kalkutta verlassen und sind nach Bombay geflogen. Zwei Tage haben wir uns in Bombay aufgehalten, den Zoo und das Aquarium besucht und sind heute in den frühen Morgenstunden nach Keshod geflogen, wo uns der Forstbeamte von Sasangir, dem einzigen Löwenreservat Indiens, erwartete und mit seinem Landrover zur Forststation im Wildschutzgebiet brachte. Schon während des Fluges war uns die Verwandlung der Landschaft aufgefallen. Weite Ebenen, nur von gelbem, verdorrten Gras bedeckt, zogen unter uns dahin, und als wir zur Zwischenlandung in Bhavnagar niedergingen, glaubten wir uns plötzlich in den Sudan versetzt. Trockene Hitze schlug uns entgegen, als wir aus dem Flugzeug stiegen und über der strahlend hellen Ebene brütete die Sonne. Doch schon wenige Kilometer hinter Keshod nahm uns typisch ostafrikanische Buschsteppe auf: Dieselbe rote, staubige Erde, die in einer großen Wolke hinter unserem Landrover herwehte, dieselben kahlen Bäume und Dornenbüsche, die sanften, nur von wenig Sträuchern bedeckten Hügel und die aus dornigen Zweigen gebauten Krals der Viehzüchter. In einer solchen Landschaft müssen Löwen leben. Ich hätte nie gedacht, daß meine Sehnsucht nach Afrika auch ihre Befriedigung in Indien finden würde.

Jetzt sitzen wir in unserem Bungalow, lassen die Mittagshitze vorübergehen und wollen gegen Abend unsere erste Löwensuche antreten. Am letzten Tag, den wir in Kalkutta verbrachten, haben wir einen Verbrennungsplatz aufgesucht. Er liegt an einem der Arme des Ganges. Zwei Scheiterhaufen brannten und in ihnen die Leichen, deren verkohlte Überreste zum Ganges getragen und in den heiligen Fluß gestreut werden. Die Inder meiden diesen Platz, denn sie glauben, daß sie mit dem Rauch der Scheiterhaufen auch die Cholera und die Pocken einatmen und auf sich übertragen, an denen die Menschen gestorben sein könnten. Je nach dem Vermögen des Verstorbenen wird die Verbrennung mit billigem oder edlem Holz vorgenommen. Viele hundert Rupien kostet eine Einäscherung mit Teakholz. Unsere Betrachtungen wurden durch den Gesang von Trägern unterbrochen, die im Laufschritt eine Leiche auf ihren Schultern zum Krematorium schleppten. Der Tote lag auf einer aus Bambus geflochtenen Bahre, mit einem weißen Tuch bedeckt, auf das Blumen gestreut worden waren. Andere Leichen wurden unbedeckt gebracht und auf dem Boden niedergelegt. Die Verwandten begleiteten ihre Toten auf diesem letzten Weg. Es war glühend heiß, wie in einem Backofen, und der beißende Rauch trieb mir das Wasser in die Augen.

Wir sind durch die Klimaanlage, die in Kalkutta und Bombay kühle Luft in unser Zimmer blies, verwöhnt. Ich ärgere mich darüber, daß wir

die 38 Grad, die in Sasangir das Thermometer im Schatten zeigt, als fast unerträglich empfinden. Immer wieder laufen wir zum Wassereimer, um uns abzukühlen. Der Mai ist der heißeste Monat in Sasangir. Das haben wir vorher gewußt und von allen Seiten sind wir darauf aufmerksam gemacht worden. Über hundert Mal habe ich erklären müssen, daß wir im indischen Sommer gereist sind, weil im März das Gras im Panzernashornreservat Kaziranga abgebrannt wird, im Mai zur Zeit der größten Trockenheit die Tiere zu den Wasserstellen von Sasangir kommen und im Juni, wenn der erste Regen gefallen ist, die Elefanten, Gauer, Affen und Tiger von den Bergen des Bandipurschutzgebietes in die Ebenen wandern, wo man sie gut beobachten kann. Es ist furchtbar heiß. An Schlafen ist während der Mittagszeit nicht zu denken. Schon das Berühren einer Decke oder Stuhllehne verursacht Unbehagen.

Indiens Löwen

Der Forstbeamte hat Fährtensucher ausgesandt. Sie werden gegen Abend zurückkommen und berichten, wo die Löwen sich aufhalten. Bis dahin ist aber noch eine lange heiße Zeit zu überstehen. Gegen 18 Uhr brechen wir auf. In einem zweiten Kraftwagen begleiten uns Wildhüter, die mit langen Vorderladern bewaffnet sind. Sie führen eine Ziege bei sich. Als wir den Ort in der Steppe erreichen, wo die Fährtensucher die Löwen gesichtet haben, springen die Wildhüter aus dem Wagen und ziehen die meckernde Ziege an einem Strick hinter sich her. Der Forstmeister erklärt uns, daß sie auf diese Weise die Löwen aus dem Dickicht locken. Wir warten. Die Sonne sendet ihre letzten Strahlen auf das Land herab und verschwindet hinter den Bergen. Aus der Buschsteppe hören wir das Meckern der Ziege. Eine Herde Hausbüffel wandert an uns vorüber. Die Hirten tragen ein langstieliges Beil als Waffe bei sich. Den Büffeln sind die Ohren eingeschnitten worden, so daß man glauben könnte, sie hätten vier Ohren, denn der größte Teil der Ohrmuschel hängt schlapp herab und nur ein kleiner Stumpf kann aufgerichtet werden. Kaum ist der letzte Hausbüffel hinter den Dornenbüschen verschwunden, als wir das Fauchen und Knurren eines Löwen hören. Ein Mensch schreit! Wir rennen in den Busch hinein. Die Dornenbüsche und niedrigen, knorrigen Bäume versperren uns die Sicht. Wir rufen und erhalten Antwort. Ein Inder taucht hinter den Büschen auf und berichtet dem Forstmeister, daß eine Löwin ein Büffelkalb seiner Herde angegriffen hat. Er habe sie aber durch sein Schreien wieder vertrieben. Das Kalb sei verletzt, würde sich aber sicher wieder erholen. Mich mutet diese Geschichte wie ein schlechter Abenteuerroman an und schon steigt in mir der Verdacht auf, daß der Forstmeister sich einen Scherz mit uns erlaubt hat, als ich plötzlich zwei Löwinnen entdeckte, die langsam auf uns zulaufen. Was nun geschieht, klingt so unglaublich, daß ich es kaum zu schildern wage. Der Forstbeamte schnalzt mit der Zunge, wie es die Hirten tun, wenn sie ihr Vieh locken. Die Löwinnen bleiben stehen, äugen zu uns herüber und kommen näher. Der Forstbeamte ruft laut nach den Wildhütern. Von weitem kommt Antwort. Fünfzig Meter von uns entfernt legen sich die beiden Raubkatzen nieder. Wir hocken am Boden und beobachten die Löwinnen. Mit wenigen Sprüngen könnten sie uns erreichen. Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, den Mut oder den Leichtsinn des Forstmeisters. Inzwischen haben uns die Wildhüter gefunden. Sie kneifen

die Ziege in den Schwanz. Das Tier meckert. Die Löwinnen erheben sich und kommen auf uns zu. Als uns nur noch zwanzig Meter von ihnen trennen, gibt der Forstmeister das Zeichen zum Rückzug. Langsam gehen wir mit der meckernden Ziege zu den Kraftwagen. Die Löwinnen folgen uns. Als wir die offene Fläche erreichen, auf der unsere Autos stehen, legen sich die Löwinnen nieder. Inzwischen ist es dunkel geworden. Ich nehme mein Blitzgerät aus dem Wagen und verbinde es mit der Kamera. Der Forstbeamte fragt mich, wie weit der Blitz reicht. Ich sage ihm, daß ich mindestens auf achtzehn Meter an die Löwen herangehen muß, wenn ich gute Aufnahmen haben will. Er nickt mit dem Kopf und schaltet die Scheinwerfer des Landrovers ein. Im Lichtkegel glühen die grünen Augen der beiden Löwinnen. Hinter mir hocken die beiden Wildhüter mit der meckernden Ziege, die unverwandt auf die Löwen schaut. Sie haben ihre Vorderlader schußbereit gemacht. Ich hoffe, daß sie die mittelalterlichen Flinten nicht benutzen, denn ich befinde mich im Streuungsfeld der Kugeln, die sie mit ihren Ladestöcken in den Lauf gestoßen haben. Dann gehe ich mit Ursula auf die Löwen zu. Hin und wieder bleibe ich stehen, stelle mein Teleobjektiv auf die Löwinnen ein und lese die Entfernung ab. Die Skala zeigt zwanzig Meter. Wir gehen näher heran. Eine Löwin duckt sich und schlägt mit dem Schwanz hin und her. Auf wen hat sie es abgesehen? Auf uns oder auf die ängstlich meckernde Ziege hinter uns? Ursula hält die Blitzlampe. Ich blicke wieder auf die Skala: Achtzehn Meter. Ich schaue Ursula fragend an. Sie nickt. Wir gehen weiter. Fünfzehn Meter. Es ist ein seltsames Gefühl, in der Nacht unbewaffnet, nur von zwei Vorderladern geschützt, deren Treffsicherheit sehr zweifelhaft ist, Löwen auf fünfzehn Metern gegenüber zu stehen, die wie auf einer Bühne von Scheinwerfern beleuchtet sind. Ich habe aber jetzt keine Zeit, über unsere eigenartige Situation nachzudenken, sondern hebe die Kamera, Ursula zielt mit der Lampe und der erste Elektronenblitz trifft die gelben Großkatzen. Sie reagieren nicht. Ich drehe den Film weiter, kontrolliere noch einmal die Schärfe und schieße die zweite Aufnahme ab. Eine Löwin erhebt sich. Ich schaue Ursula an. Sie beobachtet die Löwinnen. Ihre erhobene Hand mit der Blitzlampe zittert nicht. Das nächste Blitzlicht trifft die Löwin, die aufgestanden ist und seitlich an uns vorüberzieht. Sie ist aus dem Scheinwerfer des Autos herausgetreten. Die Lage wird noch ungemütlicher, denn nun können wir nur noch die eine Löwin sehen und wissen nicht, was die andere im Dschungel der Nacht tut. Ich schieße noch zwei Aufnahmen von der liegenden Löwin ab. Dann ziehen wir uns langsam zurück. Als wir uns bewegen, duckt sich die Löwin wieder und peitscht mit dem Schwanz. Das bedeutet Angriffsbereitschaft. Wo ist jetzt die andere Löwin? Ob der Forstmeister sie im Auge behält? Schritt für Schritt gehen wir rückwärts. Die Löwin muß uns gut sehen können, denn wir laufen im Licht des Scheinwerfers. Wir erreichen die Wildhüter mit der Ziege. Die Scheinwerfer verlöschen. Wir laufen zum Landrover und bevor wir einsteigen, liebkost Ursula noch die kleine, mit Schweiß bedeckte Ziege. Sie hat uns durch ihr Geschrei die ersten Blitzlichtaufnahmen von Löwen in freier Wildbahn ermöglicht. Der Forstmeister lacht: „Das ist unser Trick Löwen zu locken!", sagt er. Dann fahren wir zum Bungalow zurück.

Keine dreihundert Meter vom Bungalow entfernt, zwischen den Hütten der Forstangestellten, ist auf einem Baum ein Ansitz errichtet. Der Forstmeister erklärt uns, daß er dort in der letzten Nacht auf einen Leoparden angesessen hat, der aber nicht gekommen ist. An seiner Stelle sei eine Löwin erschienen. Er will den Leoparden schießen, weil er Schafe und

Ziegen schlägt. Ein anderer Leopard hat in den letzten vier Wochen zwei Frauen getötet. Auch dieser „Maneater" soll in den nächsten Tagen erlegt werden.

Als wir in unser Zimmer treten, schlägt uns heiße Luft entgegen. Das Dach und die Wände strahlen die Hitze aus, die sie tagsüber aufgesogen haben. Die Matratzen, Kopfkissen und Decken unserer Betten sind warm wie Heizkissen. Wir werden in dieser Hitze keinen Schlaf finden. Sollen wir unsere Feldbetten vor das Haus stellen lassen? Ich denke an die beiden Leoparden, von denen sich einer für Haustiere und der andere für Menschen interessiert. Auch die Löwin fällt mir ein, die statt des Leoparden zum Luder gekommen ist. Aber wir müssen schlafen. Morgen wollen wir zeitig aufstehen und Axishirsche suchen. Auch Ursula ist der Meinung, lieber gefahrvoll als gar nicht zu schlafen. Ich bitte die Wildhüter, unsere Betten vor den Bungalow zu tragen. Wir wollen unter Indiens Sternenhimmel schlafen. Hell scheint der Mond auf uns herab. Deutlich ist der große Wagen zu erkennen. Nur langsam fällt die Temperatur. Erst gegen Mitternacht schlafe ich ein. Hundegebell weckt mich eine Stunde später. Der Leopard ist in der Nähe. Die Hunde wittern ihn und laufen unruhig um unsere Betten herum. Sie können sich nicht beruhigen. Ich bin müde, aber das Gebell hält mich munter. Gegen zwei Uhr schlafe ich wieder ein, werde aber bald wieder durch einen Stoß gegen mein Bett geweckt. Ich fahre hoch, greife nach der Taschenlampe und erkenne einen Hund, der gegen mein Bett gerannt ist. Es ist angenehm kühl geworden. Ich ziehe mir die Decke über den Körper und versuche zu schlafen. Aber die Hunde vollführen einen Höllenlärm. Sie knurren, heulen und bellen, kriechen unter unsere Betten und gebärden sich, als wäre der Teufel hinter ihnen her. Im Mondlicht sehe ich einen schwarzen Schatten über den Platz vor dem Bungalow schleichen. Ist das der Leopard? Ich bin erschöpft und müde. Jetzt könnte ich in der Kühle der Nacht gut schlafen, wenn die Hunde sich beruhigen würden. Sie stehen mit gefletschten Zähnen zwischen unseren Betten und kläffen. Endlich gegen drei Uhr versinke ich in einen tiefen Schlaf, aus dem mich erst das Kreischen der Sittiche weckt, die bei Sonnenaufgang ihren Schlafbaum verlassen.

Sasangir ist ein Ort, wo Männer sich ohne Grund niederschlagen, wenn sie allein und nur auf sich angewiesen in der glühenden Steppe längere Zeit arbeiten müssen. Ich kann verstehen, was Tropenkoller ist, wie er entsteht. Keine Tageszeit bringt Erfrischung und Entspannung. Der Schlaf ist Erschöpfung. Er kommt, wenn die Übermüdung so groß ist, daß die Gleichgültigkeit gegenüber allem und jedem den von der Hitze zerschlagenen Menschen beherrscht. Oh, diese brütende Hitze und dieser heiße Wind, der über die Steppe weht! Die Hunde lassen ihre Zunge weit heraushängen. Die Vögel sperren ihre Schnäbel auf. Ich muß mich zwingen, zum Bleistift zu greifen und diesen Bericht zu schreiben. Es hat keinen Zweck, sich niederzulegen, wie wir es in Afrika während der Mittagszeit taten. Dort wehte ein kühler Wind durch unser Zelt und gestattete uns zu schlafen. Hier ist die Hitze überall um uns. Wir schütten uns Wasser über den Körper und spüren für wenige Sekunden eine Erfrischung, obwohl das Wasser eine Temperatur von dreißig Grad hat. Doch schon während wir uns abtrocknen, mischt sich unser Schweiß mit dem Wasser. Wir trinken zehn, zwölf Liter Wasser am Tag und sind immer noch durstig. Wir sprechen wenig miteinander und wenn es geschieht, müssen wir uns bemühen, freundlich zu bleiben, denn die Hitze verdirbt den Charakter. Sasangir ist ein Backofen, ist die glühende Hölle.

Die Fährtensucher haben eine Löwin ausgemacht und in ihrer Nähe ein Versteck gebaut. Hinter diesem Zaun aus Blättern und Zweigen hocken wir uns nieder und warten, bis die Wildhüter mit der meckernden Ziege, gefolgt von der Löwin, aus dem Busch kommen. Aber die Hitze ist auch für Löwen zu groß. Sie kommt nicht. Wir geben das Warten auf und gehen ihr entgegen. Im Schatten eines großen Baumes liegt sie mit offenem Maul hechelnd. In der Nacht, wenn es etwas kühler wird, käme sie bestimmt zur Ziege, aber in der drückenden Hitze ist sie zu faul, sich zu bewegen. So kehren wir, ohne ein Bild von ihr einfangen zu können, wieder zum Bungalow zurück.
Mir fällt auf, daß die drei Löwinnen, die ich in den letzten beiden Tagen sah, besonders starke Tiere waren, größer und kräftiger als die ostafrikanischen Löwen. Das entspricht jedoch nicht der oft geäußerten Ansicht, daß die indischen Löwen kleiner als ihre afrikanischen Vettern seien. Ich muß noch mehr Löwen im Girreservat sehen, um mir ein endgültiges Urteil bilden zu können. Auch die von amtlichen Stellen genannte Zahl der im Schutzgebiet lebenden Löwen stimmt nicht. Es gibt höchstens noch zweihundert Löwen in Indien. Davon sind mindestens 150 weibliche Tiere, denn die Mähnenlöwen sind noch bis vor sechs Jahren gejagt worden. Ob sich dieser Bestand halten oder vermehren wird, ist sehr fraglich, denn im Girreservat leben zu viele Hausrinder, die das Wild immer mehr verdrängen und ihm ihre Weidegründe streitig machen.

Die Blutsauger von Gir

Wir sind heute um 5 Uhr aufgebrochen und bis gegen 10 Uhr im Reservat umhergefahren. Mein Verdacht, daß der Wildreichtum des Girreservates überschätzt wird, hat sich verstärkt. In den fünf Stunden sahen wir nur drei kleine Herden Axishirsche, einen Sambarhirsch, drei indische Gazellen, ein Rudel Wildschweine und eine Horde Affen. Keine Nilgauantilope war zu erblicken, keine Hirschziegenantilope haben wir finden können. Streifenhörnchen und wilde Pfauen dagegen sind sehr häufig. Der wilde Pfau ist noch schöner als unser domestizierter Pfau. Sein Halsgefieder strahlt in schillerndem Blau. Seine Beine sind länger und leuchtend weiß. Den trompetenden Ruf der Pfauen hörten wir überall im Reservat.
Die Fährtensucher haben gute Nachricht gebracht. Sie sahen einen starken Mähnenlöwen in einem für das Fotografieren günstigen Gelände. Der Forstmeister gibt den Auftrag, einen Schirm aus Zweigen und Blättern zu bauen, hinter dem wir auf den Löwen ansitzen sollen. Er will uns heute eine besondere „Vorstellung" bieten. Er will uns zeigen, wie der Löwe einen Büffel schlägt. Zu diesem Zweck wählt er ein krankes, mageres Hausbüffelkalb aus und läßt es von den Wildhütern in die Nähe des Löwen bringen. Als wir nachmittags gegen vier Uhr an dem Ort ankommen, wo das Raubtier gesichtet wurde, sind die Vorbereitungen beendet und zu meiner vollsten Zufriedenheit ausgeführt. Zwanzig Meter vor unserem Versteck steht das Kalb an einem Baumstumpf angebunden. Der Platz liegt in der Sonne, der Hintergrund im Schatten, kurz, ich kann mir keine günstigeren Bedingungen vorstellen. Als wir unsere Kameras schußbereit gemacht haben, geht der Förster mit einem Jagdgewehr bewaffnet und von zwei Wildhütern begleitet, die wieder eine Ziege hinter sich herziehen, in den Busch. Wir sitzen in der prallen Sonne. Der

Schweiß läuft uns vom Körper hinunter. Die Kameras liegen heiß auf unseren Knien. Nach zwanzig Minuten hören wir das Meckern der Ziege, und zehn Minuten später erscheint der Förster mit den Wildhütern und der Ziege wieder. Er fordert uns auf, wachsam zu sein, der Löwe sei ihnen gefolgt und könne jeden Augenblick erscheinen. Das Büffelkalb blökt. Plötzlich ist der Löwe über ihm, drückt mit seiner linken Pranke das Tier zu Boden und beißt es in die Kehle. Wild schlägt der Büffel mit den Hufen um sich, aber der Löwe hält fest. Ich sehe, wie er schluckt. Er trinkt aus den von seinen langen Eckzähnen zerschnittenen Halsschlagadern das Blut des Büffelkalbes, das in sein Maul quillt. Immer schlaffer werden die Bewegungen des Beutetieres, der Kopf fällt herab, der Todeskampf ist zu Ende. Dieses Drama spielt sich zwanzig Meter vor uns ab, und wir erleben es durch den Sucher unserer Kameras, von den Teleobjektiven stark vergrößert. Jetzt versucht der Löwe seine Beute wegzuschleppen. Er zieht, sich in ein Hinterbein des Tieres verbeißend, bis das Kalb zwischen Baum und Löwen ausgespannt in der Luft hängt. Aber das Seil ist fest. Der Löwe gibt seine Bemühungen auf, läßt die Beute fallen und trottet in den Schatten einer Akazie, die etwa zehn Meter von der Beute entfernt ist. Müde wälzt er sich am Boden und legt sich auf die Seite.

„Jetzt müssen wir warten bis die Nacht kommt. Es ist zu heiß. Der Löwe wird seine Beute erst anschneiden, wenn die Sonne gesunken ist", sagt der Förster. Zwanzig Minuten später erscheint ein Geier über dem Riß und keine zehn Minuten nach dem Auftauchen des ersten gefiederten Totengräbers der Steppe kreisen zwölf Geier am Himmel. Der Löwe hebt seinen Kopf und schaut zu ihnen hinauf. Die Aasvögel haben den Löwen entdeckt und wissen, daß vorläufig keine Aussicht auf ein Mahl vorhanden ist. Ihre Zeit wird kommen, wenn der Löwe seinen Riß verläßt, um zur Tränke zu gehen. Bedeutend dreister sind die Krähen. Im Tiefflug streicht eine der Schwarzkittel über das Kalb und landet neben dem Riß. Der Löwe springt auf und rennt zu seiner Beute. Aber die Krähe ist schneller. Schimpfend sitzt sie auf einem Baum und wartet, bis der Löwe sich wieder zur Mittagsruhe niedergelegt hat. Bald treffen noch zwei weitere Krähen ein, und der Löwe läuft dauernd zwischen seinem Ruheplatz und dem Büffelkalb hin und her, um die aufdringlichen „Mitesser" zu vertreiben. Aber die größere Geduld haben die Krähen. Schließlich gibt der Löwe die Verteidigung seiner Beute auf und legt sich wieder nieder. Die Krähen beginnen ihr Mahl an den Weichteilen des Kalbes. Mit ihren starken, langen Schnäbeln fahren sie in den After hinein und zerhacken den Darm.

Da erscheint ein zweiter Löwe, auch ein männliches Tier, allerdings mit schwacher Mähne. Der Besitzer der Beute steht auf und geht seinem Artgenossen entgegen. Ich erwarte einen Kampf um die Beute. Aber das Gegenteil geschieht. Sie schmieren ihre Köpfe aneinander und schlagen spielerisch mit den Pranken nach der Mähne des anderen. Mit gemischten Gefühlen stelle ich fest, daß sich die beiden Löwen im Verlaufe des Spieles immer mehr von dem Ort entfernen, der ihnen in dieser „Vorstellung" von uns angewiesen wurde. Schließlich sind sie hinter uns. Sie stutzen einen Augenblick, schauen uns an, kommen näher und legen sich, uns beobachtend, nieder.

„Wollen Sie die Löwen fotografieren?", fragt der Förster. Ich nicke. „Kommen Sie mit, wir gehen näher heran." Langsam, Schritt für Schritt, nähern wir uns den Löwen, die uns gespannt anblicken. Achtzehn Meter zeigt das Teleobjektiv an. „Noch näher?", fragt der Förster. Ich nicke. Wir

gehen auf die Löwen zu. Sechzehn Meter. Das ist doch purer Leichtsinn, denke ich. Da erhebt sich der Löwe, der das Kalb gerissen hat und kommt auf uns zu. „Stehenbleiben! Nicht bewegen!", flüstert der Förster. Schon füllt das Tier das ganze Bild in meinem Sucher. Ich schaue auf die Skala: Vierzehn Meter! Die Situation wird ungemütlich. Der Löwe kommt näher. Der Förster hält den Lauf des Gewehres in die Luft, den Finger am Abzug. Will er nur in die Luft schießen, wenn der Löwe angreift? Das ist doch sinnlos. Auf so eine geringe Entfernung läßt sich kein Löwe durch den Knall eines Gewehres stoppen. Ich schaue auf die Entfernungsskala: Zwölf Meter! Verdammt, denke ich, wie weit will der Förster das Spiel noch treiben? „Nicht rühren", flüstert er. Zehn Meter zeigt das Teleobjektiv an, als sich der Löwe, uns nicht aus den Augen lassend, niederlegt. Zwölf Meter ist der Durchmesser eines Rundkäfigs im Zirkus, denke ich. Aber das sind wilde Löwen, keine dressierten. „Setzen", befiehlt der Förster. Ist der Mann verrückt? „Fotografieren Sie!", klingt seine Stimme. Ich gestehe ein, daß meine Kamera zittert, als ich zum ersten Mal abdrücke. Aber dann vergesse ich die Gefahr und schieße ein Bild nach dem anderen auf das prächtige Tier ab. „Genug?", fragt der Förster. Ich schüttle den Kopf und fotografiere weiter. Als der Film belichtet ist, nicke ich mit dem Kopf. „Langsam aufstehen", sagt der Förster. Wir erheben uns und gehen Schritt für Schritt zurück. Als wir wieder unseren Schirm erreichen, sind wir dreißig Meter vom Löwen entfernt. Mir ist es, als wären es hundert Meter. Der Förster klopft mir auf die Schultern: „Gut gemacht", lächelt er. Wir legen einen neuen Film ein. „Gehen Sie jetzt hundert Meter zurück, zu diesem Baum. Ich bringe den Riß dorthin und wenn es dunkel ist, können Sie noch Blitzlichtaufnahmen von den fressenden Löwen machen", sagt der Förster.

Wie meint er das: „Ich bringe den Riß dorthin"?, denke ich. Was jetzt geschieht, würde ich meinem besten Freund nicht glauben, wenn er es mir berichten würde. Es klingt wie eine Erzählung von Münchhausen und doch schwöre ich, daß es genauso geschehen ist, wie ich es jetzt schildere. Leider war es schon zu dunkel, um diese spannende Handlung zu fotografieren. Auch duldete der Förster nicht, daß wir bei ihm blieben. Wir durften uns aus fünfzig Meter Entfernung das selbstmörderische Spiel betrachten, zu weit, um mit dem Blitz das Geschehen auszuleuchten.

Der Förster winkt zwei Wildhüter herbei und geht mit ihnen zum Kalb. Der Löwe springt auf und knurrt. Der Förster löst das Seil am Baum und mit vereinten Kräften ziehen die drei Männer das geschlagene Tier am Seil hinter sich her. Der Löwe rennt zu seiner Beute. Die Männer schreien ihn an. Noch trennen zehn Meter, fünf Meter den Löwen vom Kalb. Die Männer brüllen und ziehen. Der Löwe erreicht das Kalb, schlägt seine Pranken in die Beute, peitscht mit dem Schwanz, faucht, brüllt. Die Männer schreien und fuchteln mit den Gewehren in der Luft herum. An dem Seil zieht der Förster mit den Wildhütern, am Kalb zieht der Löwe. Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken. Diese Wahnsinnigen! Der Löwe, wohl durch das Schreien verwirrt, läßt los. Wieder ziehen die Männer den Riß hinter sich her. Der Löwe greift erneut an. Die Männer brüllen. Der Löwe verbeißt sich in seine Beute, knurrt, schlägt mit der Pranke und will zum Sprung ansetzen. Da lassen die drei das Seil fahren, schreien den Löwen an und ziehen sich zurück. Der Löwe hat gewonnen.

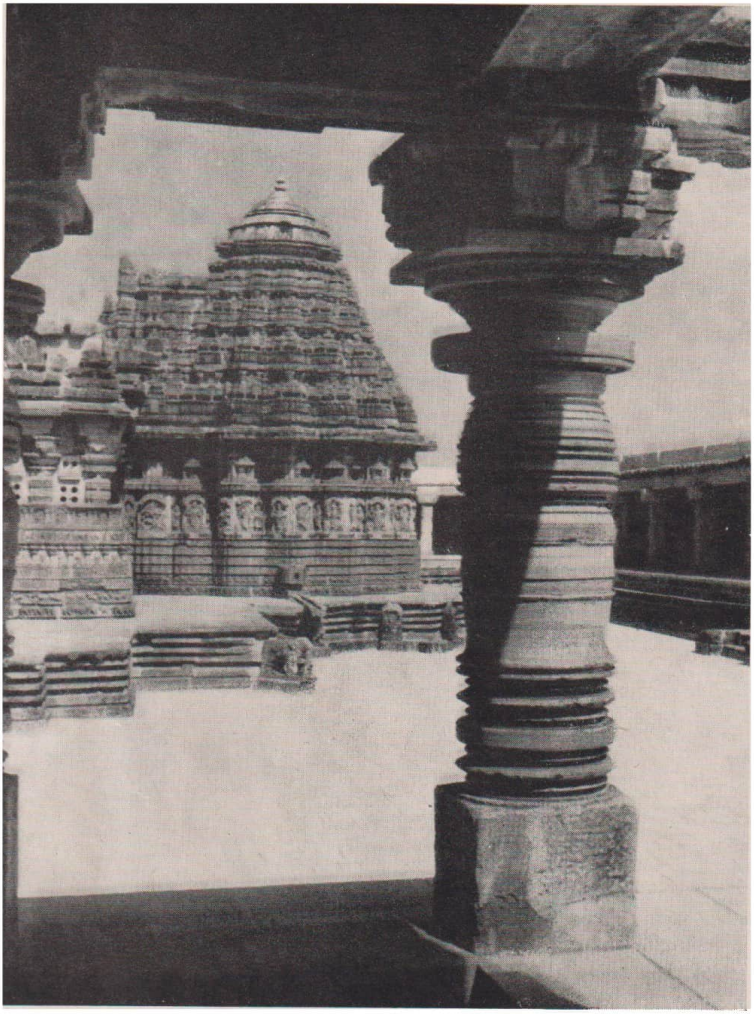
„Wir müssen den Wagen nehmen. Das ist ein gefährlicher Bursche", sagt der Förster. Er setzt sich in den Landrover und fährt auf den Löwen zu. Der Motor heult auf. Immer wieder gibt der Förster Gas im Leerlauf

und läßt die Maschine brummen. Langsam weicht der Löwe zurück. Ein Wildhüter springt aus dem Wagen, faßt das Seil und bindet es am Landrover fest.

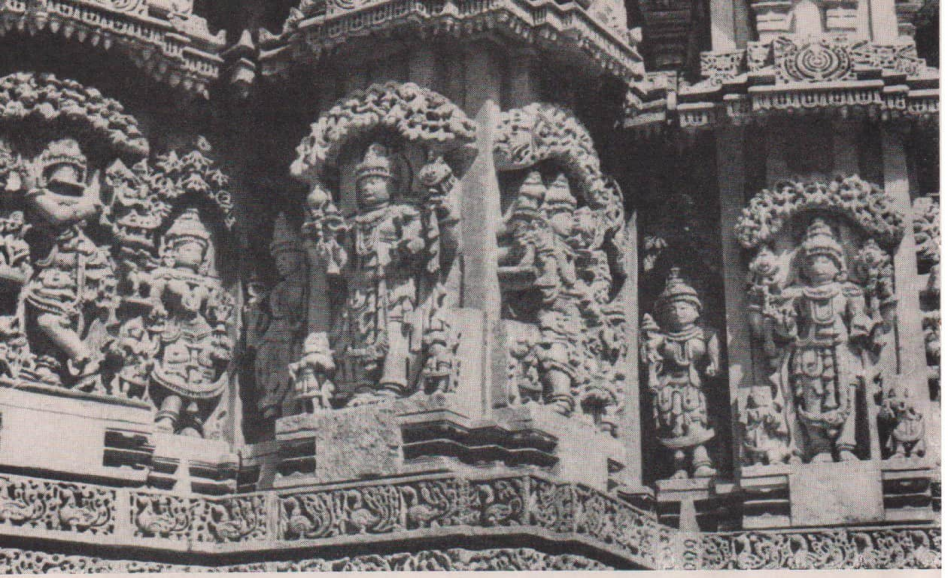
Inzwischen hat sich auch der andere Löwe für das Treiben interessiert und nun folgen zwei wütend fauchende Löwen dem Landrover. Aber der Besitzer des Kalbes ist der Mutigste. Er greift den Landrover an und schlägt die Pranke auf die Stoßstange. Wieder schreien die Männer im Wagen. Dann geben sie Vollgas und ziehen das Kalb auf die freie Fläche. Sie springen aus dem Wagen, binden schnell das Seil an einer Wurzel fest und fahren zurück. Schon sind die Löwen am Riß. Der Förster lacht: „Haben Sie das auch in Afrika erlebt?", fragt er. Ich schüttle den Kopf und wische mir den Schweiß von der Stirn, den nicht nur die Hitze herausgetrieben hat. Aber schon geht die „Vorstellung" weiter. Neben uns, nicht weit entfernt, erklingt das Brüllen eines Löwen und wenige Minuten später taucht eine Löwin auf. Der Löwe, der seinen Gefährten nicht an seine Beute heranläßt, geht knurrend auf die Löwin zu, die sich vor ihm brünstig wälzt. Ist sie wirklich brünstig oder bedeutet dieses Sichwälzen in dieser Situation nur eine Art Untertänigkeitsgebärde? Der Löwe geht wieder zu seiner Beute zurück und frißt weiter. Wir schalten die Scheinwerfer des Kraftwagens an. Da liegt noch eine zweite Löwin vor uns. Jetzt sind also drei Raubkatzen in der Nähe des Risses und der rechtsmäßige Besitzer frißt. Wir haben das Blitzgerät mit der Praktisix verbunden. „Setzen Sie sich in den Landrover, wir schieben Sie an die Löwen heran", sagt der Förster. Mit schußbereiter Kamera und Blitzgerät rollen wir auf die Löwen zu. Als uns acht Meter von ihnen trennen, gebe ich das Zeichen zum Halten. Der Löwe hat die Leibeshöhle des Kalbes aufgerissen und verzehrt zuerst die Därme. Knochen knacken. Er zerrt an den Sehnen. Blut läuft über sein Maul und besudelt seine Brust. Ich beuge mich weit aus dem Landrover, der keine Türen hat und schieße einen Blitz nach dem anderen ab. Die anderen drei Löwen liegen etwa zehn Meter von dem Fressenden entfernt und warten geduldig, bis er ihnen gestattet, zum Riß zu kommen. Jeder Versuch, den sie unternehmen, sich am Mahl zu beteiligen, wird von ihm, dem Eigentümer, mit einem wütenden Angriff beantwortet. Hinter uns im Landrover sitzt der Förster mit dem Gewehr, dessen Lauf in den Nachthimmel zeigt.

Als ich ihn später am Abendbrottisch frage, was er tun würde, wenn ein Löwe angreift, antwortet er: „Ich würde in die Luft schießen, denn wir dürfen keinen Löwen erlegen." „Glauben Sie, daß der Löwe durch einen solchen Blindschuß in seinem Angriff gestoppt würde?", frage ich erneut. „Nein, dazu ist die Entfernung zu kurz", sagt der Förster. „Was Sie heute erlebt haben", setzte er hinzu, „geschieht selten in Sasangir. Ich kannte die beiden Burschen nicht. Es waren große, starke Löwen, die aus einem entfernteren Gebiet des Reservates gekommen sein müssen. Der Löwe, der das Kalb geschlagen hat, war ein gefährlicher Kerl. Ich habe aber, so lange ich hier bin, noch nicht erlebt, daß so viele Löwen, die nicht zusammengehören, zu einem Riß kommen. Sie haben großes Glück gehabt. Sie sahen heute auf ihrer Vormittagsfahrt einen Königsfischer. Wer diesen Vogel sieht, hat immer Glück. Und ich habe dem Glück etwas nachgeholfen, als ich den Riß auf die offene Fläche zog. Ich wollte, daß Sie von unseren Löwen im Gir-Reservat genauso schöne Aufnahmen bekommen, wie Sie von den Löwen in Afrika gemacht haben. Ist mir das gelungen?"

Ich drücke dem grauhaarigen, liebenswürdigen, leichtsinnigen und mutigen Förster die Hand.



Die südindischen Tempel sind von unbeschreiblicher Schönheit. Die Wände des Tempels von Belur gleichen Filigranarbeiten aus Stein



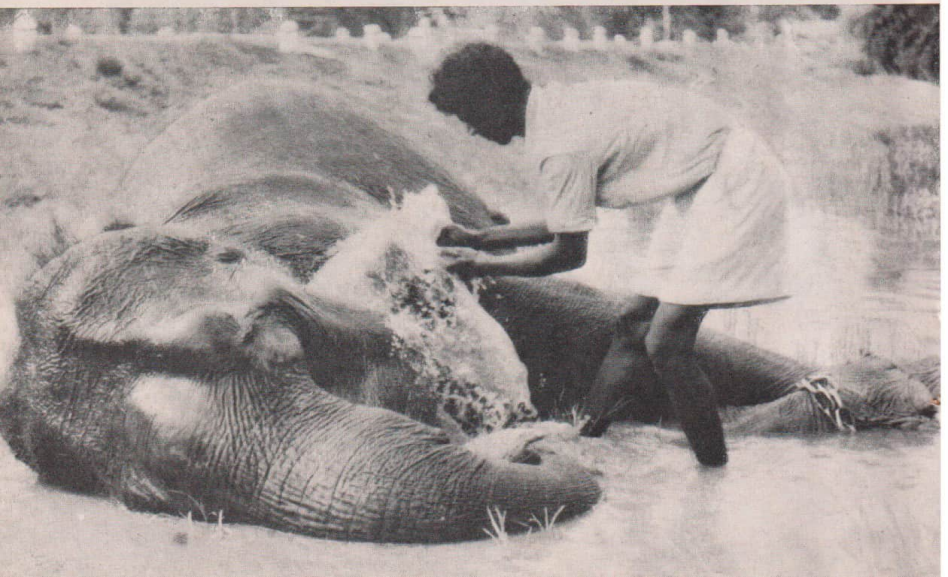
Götter und Göttinnen der indischen Mythologie zieren die Tempelwände (oben) und der untere Fries besteht meist aus Elefanten

Vor tausend Jahren haben fleißige Steinmetzen dieses Kunstwerk geschaffen

Die Pyramidenform der Tempel ist typisch für Südindien. Sie tritt uns auch im Chamunditempel von Mysore entgegen

Mit geflochtenen Schalen fischen die Kinder der Kurubars auf den überschwemmten Wiesen der Dschungel

Die Kurubarfrau wäscht ihren Sari im See, während der Mahout seinen Elefanten säubert



Noch heute sind die Kurubars Sammler und Jäger. Wie die Mikiers in Assam leben sie als Minderheit zurückgezogen in den feuchtheißen Regenwäldern

Trotzdem die Leberwürste auf den Bäumen wachsen, ist Indien kein Schlaraffenland. Die Frucht eines Leberwurstbaumes, der in Südindien weit verbreitet ist

„Es werden noch schönere, noch interessantere Aufnahmen sein. Ich schicke Ihnen Abzüge. Ich danke Ihnen sehr", sage ich.
Er lächelt: „Sie brauchen nicht zu danken. Solche Vorstellungen machen wir selten, weil die meisten Besucher, die nach Sasangir kommen, davonlaufen, wenn der Löwe auf sie zukommt. Mit Ihnen hat das gut geklappt. Ich freue mich auf die Fotos."
„Werden morgen die Geier und Hyänen am Riß sein?", frage ich.
Er nickt. „Aber wir werden den Riß nicht finden. Nachdem Sie gegangen waren, habe ich das Seil durchgeschnitten, damit der Löwe seine Beute endlich wegschleppen kann. Wenn ich das nicht täte, so könnte er zu leicht von den Wilderern gefunden und abgeschossen werden. Schlafen Sie gut!".
Er war also noch einmal am Riß gewesen und hatte die Beute freigegeben. Gestern war ein amerikanischer Ingenieur, der auf einem wenige Meilen entfernten Erdölfeld beschäftigt ist, in Sasangir. Er kaufte ein Büffelkalb und ließ es in der Nähe der Löwen, die schon am Tage vorher gefüttert worden waren, anbinden. Er wollte erleben, wie ein Löwe sein Beutetier schlägt. Die Löwin tötete das Büffelkalb auf dieselbe Art, die der Löwe auch angewendet hat. Sie biß in den Hals und ließ die Schlagadern in ihr Maul ausbluten. Der Förster bestätigte mir, daß alle Löwen von Sasangir ihre Opfer durch Halsbiß und Ausblutenlassen töten. Sämtliche Berichte, die ich über das Beutemachen afrikanischer Löwen las, schilderten jedoch, wie der Löwe seinem Beutetier die Halswirbelsäule bricht und so den Tod herbeiführt. Auch diesen Angriff auf das Büffelkalb konnten wir wieder aus dreißig Meter Entfernung betrachten, wobei wir diesmal frei und für die Löwin gut sichtbar standen. Wahrscheinlich wird mancher Leser dieser Zeilen über die grausamen „Löwenschaustellungen" in Sasangir entrüstet sein. Aber es ist notwendig, daß die letzten indischen Löwen hin und wieder gefüttert werden, denn ich glaube, daß der Wildreichtum nicht übermäßig groß ist, daß es aber zu viel Vieh, nämlich 50 000 Hausrinder im Reservat, gibt. Natürlich wäre es möglich, das Kalb vorher zu schlachten und es dann den Löwen vorzuwerfen. Der Tod des Tieres würde auch in diesem Falle auf gleiche Weise, nämlich durch Schächten herbeigeführt, denn die Hirten von Sasangir sind Mohammedaner. Die Förster bestätigten mir, daß nur in Ausnahmefällen den Besuchern von Sasangir das Schlagen der Beute gezeigt wird. Sollte Sasangir einmal zu einem von Touristen besuchten Reservat werden, wie die Nationalparks Afrikas, dann wäre es allerdings ratsam, die Löwen mit getöteten Tieren zu füttern, denn die Sensationslust der Reisenden sollte durch derartige Vorführungen keinesfalls genährt werden. Aber die Schutzgebiete Indiens sind noch keine Anziehungspunkte für Touristen. Sie liegen zu weit ab von den Straßen und Flughäfen, sind zu schwierig zu erreichen und entbehren vor allem die Bequemlichkeit, die der Tourist auch in der Wildnis nicht entbehren möchte.

Nachts kommt der Leopard

Wir schlafen wieder unter freiem Himmel. Der Leopard stattete der Forststation fast in jeder Nacht seinen Besuch ab. Auch heute werden wir wieder gegen 3 Uhr durch das Bellen der Hunde geweckt, die sich ängstlich unter unseren Betten verkriechen. Ich richte mich auf und sehe kaum zwanzig Meter entfernt die Raubkatze stehen. Sie schaut zu uns

herüber, wagt sich aber nicht näher heran, obwohl sie sehr gern einen der Hunde erbeuten würde. Wenige Sekunden später springt der Leopard über die niedrige Mauer, die unseren Bungalow von den Häusern der Forstarbeiter trennt. Wir haben keine Angst vor dem Leoparden, der es offensichtlich auf die Hunde abgesehen hat. Nur die an Menschenfleisch gewöhnten „Man-eater" sind gefährlich. Die Hunde im Dorf Sasangir bellen. Wahrscheinlich läuft der Leopard durch das Dorf zum nahen Fluß. — Sasangir schläft. Oder muß ich besser sagen, hat sich vor der Hitze verkrochen, ist von ihr gelähmt? Es ist Mittagszeit. Vor den aus Lehm, Stroh und Wellblech gebauten Hütten und den wenigen gemauerten, weißgekalkten Häusern, die wie kleine Sonnen in der Mittagshitze strahlen, stehen Zebus vor ihren zweirädrigen Karren mit hängenden Köpfen. Hunde liegen, alle Viere von sich gestreckt, als wären sie erschlagen worden, im Schatten der Häuser. Ich kann nicht verstehen, daß die fleißigen Bauern von Sasangir ihren schweren Turban auf dem Kopf ertragen und die auf dem Rücken in viele kleine Falten gelegten Jacken anbehalten können. Ich weiß nicht, wie die Schafe mit ihrem dicken Wollpelz leben können. Ich kann mir nicht mehr vorstellen, daß es einen Winter in Deutschland gibt, daß der Weltraum, dieser grell durchstrahlte Himmel eisig kalt sein soll. Die Hitze verwirrt uns. Ich schreibe völlig sinnlose Worte in meine Berichte, vergesse die Sätze zu beenden und kann die Gedanken kaum ordnen. Nur wenn wir mit unseren Kameras auf der Jagd sind, spüren wir die Glut nicht. Dann ist die Konzentration wieder da, die Spannung läßt uns die Hitze vergessen und erst wenn das aufgelauerte Tier die Flucht ergreift, fällt die Erschöpfung wieder über uns her.

In Sasangir hat sich die Angst vor dem Leoparden verbreitet. Die Forstarbeiter schlafen nicht mehr vor ihren Häusern, seit der Leopard an ihnen vorbei zu unseren Betten gelaufen ist. Wir aber können uns nicht entschließen, in den heißen Räumen zu schlafen. Ich glaube auch nicht, daß er Appetit auf Menschenfleisch hat, und außerdem fühle ich mich hinter meinem Moskitonetz verhältnismäßig sicher. Wenn das Netz auch nicht sehr fest ist, so behindert es doch den Angriff eines Leoparden. Der Förster will in Zukunft sein Gewehr mit ins Bett nehmen. In der vergangenen Nacht hat der Leopard uns wieder einen Besuch abgestattet. Es war 2.30 Uhr, als die Hunde uns durch ihr Gebell weckten. Ich bin froh, daß die Hunde neben unseren Betten schlafen. Sie machen uns auf die Gefahr aufmerksam. Manchmal träume ich vom Leoparden. Ich habe ihn sogar schon im Traum erlegt. Aber es hat mir leid getan, denn es besteht doch kein Grund, ihn zu töten. Hunde gibt es so viele in Sasangir.

Heute kommt der Minister für Gesundheitswesen des Landes Bombay. Er will Löwen sehen. Seit den frühen Morgenstunden sind die Shikaris unterwegs, um die Fährten der großen Raubkatzen zu suchen. Der Minister wird den Löwen ein Büffelkalb spendieren. Das hat sich bald herumgesprochen und von allen umliegenden Dörfern sind Neugierige gekommen, die den Minister und den Löwen am Riß sehen wollen. Als die lange Reihe der Kraftwagen an der Stelle ankommt, wo eine Löwin gesichtet wurde, hat die Löwin schon das Kalb geschlagen, aber noch nicht zu fressen begonnen. So habe ich gute Gelegenheit, den Riß aus der Nähe zu betrachten. Am Hals des Büffels sind zwei tiefe Wunden, wie Messerstiche. Das sind Verletzungen durch zwei Eckzähne. Ob sie von den beiden Eckzähnen des Oberkiefers oder von denen des Unterkiefers herrühren, kann ich nicht feststellen. Wunden, durch die Krallen

der Löwin verursacht, sind nicht zu finden. Nur eine blutige Hautabschürfung am Fuß des Büffels ist zu sehen, die wohl entstand, als das Tier unter dem Gewicht der Löwin zusammenbrach. Auch die Wirbelsäule ist unverletzt. Nicht ein Tröpfchen Blut ist auf dem Boden zu sehen. Auch dieses Kalb ist von der Löwin geschächtet worden und das Blut hat sie getrunken. Eine genauere Untersuchung der Rißwunden ergibt, daß jeweils zwei Einstiche dicht nebeneinander liegen. Die Löwin muß also ihren Griff noch einmal gelockert und dicht daneben erneut zugebissen haben. Wahrscheinlich hat sie beim ersten Zufassen die Schlagadern nicht getroffen. Beim zweiten Einstich jedoch hat einer der Eckzähne die Halsschlagader zerschnitten. Dann hat die Löwin sich das Blut in das Maul fließen lassen. Das ist der dritte Riß, den ich sehe und diese Tötungsart kann kein Zufall mehr sein. Wir taufen die Großkatzen des Gir-Reservates „die Vampir-Löwen von Sasangir".
Inzwischen haben sich über fünfzig Zuschauer am Kill eingefunden, Männer, Frauen und Kinder. Die Löwin ist mit ihren beiden Jungen zur Tränke gegangen. Die Sonne versinkt. Der Riß ist im Dunkel der Nacht nicht mehr zu erkennen. Da klingt das Knacken von Knochen aus der Finsternis. Die Autoscheinwerfer flammen auf und wir sehen, wie die Löwin den Bauch des Kalbes aufreißt. Aber wo sind ihre Jungen? Mit Taschenlampen wird die Umgebung abgesucht. Keine fünfzehn Meter von uns entfernt liegen die beiden etwa sechs Monate alten Junglöwen und beobachten uns. Aufgeregt rennen die Zuschauer durcheinander und bestaunen die Löwen. Der Minister empfiehlt mir, einige Blitzlichtaufnahmen von der Löwin zu machen, aber ich lehne dankend ab. Um die Löwin zu fotografieren, müßte ich mich zwischen ihr und ihren Kindern aufstellen. Das wäre jedoch nicht nur Leichtsinn, sondern schon der Beginn zum Selbstmord. Einer der Junglöwen braucht nur ängstlich zu werden und zu rufen. Ich bin überzeugt, daß die Löwin keine Sekunde zögert, ihr Junges zu beschützen und angreifen würde. Es bliebe mir zwar dann noch die Flucht zum Wagen, und ich habe mit Ursula für einen solchen Fall vereinbart, daß sie das Kabel, das die Blitzlampe mit der Kamera verbindet, herausreißt, damit wir beide ungehindert fliehen können, aber was werden wohl die vielen Zuschauer tun? Sie werden schreien, stolpern, zu Boden fallen. Die Löwin würde, durch diese Panik der Menschen noch mehr gereizt, ihren Angriff konsequent zu Ende führen. Die Hauptrolle in dieser Vorstellung zu übernehmen, habe ich keine Lust. Ich schlage vor, daß der Fotograf, der den Minister begleitet, diesen Schnappschuß machen soll. Aber der scheint der Situation auch nicht zu trauen.
Die Löwen von Sasangir sind keine zahmen Löwen. Das haben sie in der Vergangenheit mehrfach bewiesen. Ein Shikari wurde, als er auf Fährtensuche war, von einem Löwen angefallen und zu Boden geworfen. Er verdankt sein Leben nur dem Mut des anderen Wildhüters, der ihn begleitete. Geistesgegenwärtig schob der den Lauf seines Vorderladers tief in den Rachen des Löwen und drückte ab.
Ein anderer Shikari, groß, hager, mit langem seidigen schwarzen Bart hat mit einem Leoparden, der ihn angriff, gerungen und ihn mit dem Messer getötet. Die Shikaris sind mutige, verwegene Burschen.
Nachdem über fünfzig Menschen eine Stunde lang die fressende Löwin bestaunt haben, fahren wir wieder zurück zum Forstbungalow.

Wir haben Sasangir verlassen. Zwei Tage bevor wir von den indischen Löwen Abschied nahmen, wurde der Leopard „plump vertraulich". Als ich nachts gegen 0.30 Uhr durch das Bellen der Hunde geweckt werde

und mich im Bett aufrichte, um den Störenfried zu suchen, erhält mein Bett einen Stoß von unten. Der Hund, der sich wie jede Nacht unter meinem Bett verkrochen hatte, war aufgesprungen und mit dem Kopf gegen die Matratze gestoßen. Jaulend ergreift er die Flucht. Ich schaue in die Baumkrone über mir und sehe, kaum zwei Meter entfernt — auf einem dicken Ast — den Leoparden zum Sprung geduckt liegen. Im gleichen Augenblick fliegt die Raubkatze durch die Luft, landet dicht neben meinem Bett und dem Hund, ist in zwei Sätzen an der Mauer und mit einem weiteren Sprung meinen Blicken entschwunden. Die letzten beiden Nächte haben wir dann doch im Haus geschlafen. Es waren auch Regenwolken aufgezogen und wir mußten mit einer nächtlichen Dusche rechnen. Außerdem schliefen auch alle Forstarbeiter in ihren Häusern.
In Bombay haben wir uns wieder renoviert. Der Staub vom Gir-Reservat saß in allen Kleidungsstücken. Nun bereiten wir uns auf unsere Reise nach Südindien, in das Land der wilden Elefanten, vor.